

Aus dem Inhalt:

Stand der Berufsbildprozesse in der Landeskirche

Ein Gespräch unter Generationen

Ergebnisse der Fachausschüsse

Kirche im Umbruch

Die Sichtweisen der Studierenden
und Lehrvikar*innen

Wege der Erinnerung gehend

Der Pfarrer als Kunstwerk

Zur Diskussion

Kirche geschlossen?
Liturgisches Recht
in Corona-Zeiten

Neue Reihe:
„Was uns eint?“

Schöpfung

Aus dem Pfarrverein

Aus der Pfarrvertretung

Buchbesprechungen

In memoriam



Liebe Leserin, lieber Leser!

Dass einmal das Tragen eines MNS zu einem wichtigen pastoralen Thema für uns Pfarrerinnen und Pfarrer wird, hat keiner von uns sich träumen lassen. Dieses Pfarrvereinsblatt erscheint inmitten des kirchlichen Zurechtfindens in der „neuen Normalität“ der Corona-Krise und beschäftigt sich intensiv mit dem Thema des Pfarrbildprozesses in unserer Landeskirche. Wir veröffentlichen breit den Stand der bisherigen Berufsbildprozesse und danken dafür dessen Lenkungsgruppe. Gerahmt wird diese Dokumentation von einem Dreigenerationengespräch, der Sichtweise der Theologiestudierenden und der Lehrvikarinnen und von der sammelnden Andacht zu Beginn des großen Tages der Berufsbildprozesse im vergangenen Februar. Dazu können Sie neben Buchbesprechung und Nachruf noch einen kurzen Hinweis der Pfarrvertretung zum Pfarrbildprozess, einen interessanten Beitrag zum ius liturgicum in Corona-Zeiten und die Fortsetzung unserer Reihe „Was eint uns?“ zum Thema Schöpfung lesen.

Es ist Zufall oder eine Ironie des Schicksals, dass diese Ausgabe der Pfarrvereinsblätter die eine Krise inmitten der anderen thematisiert. Beide sind nicht vergleichbar. Krisen, das wissen wir, sind Scheidepunkte. Solange man in ihnen ist, ist kaum etwas Helles zu sehen, steht man jenseits von ihnen, so entbirgt sich mancher Lichtfunke aus ihnen. Man kann aber nie an beiden Punkten stehen. Das erzeugt eine merkwürdige Ungleichzeitigkeit von verschiedenen Sichtweisen auf Prozesse, neben Befürchtungen stehen Erwartungen, neben Herausforderungen Demut und ne-

ben Dankbarkeit Sehnsüchte. Das wird zwischen den Teilen unseres Heftes spürbar. Es mag sein, dass wir mal im weiten Rückblick das Tragen des MNS als kirchengeschichtliche Skurrilität sehen können oder als den Beginn von etwas, in dessen Mitten wir dann stehen. Verwandlungsszenarien sind hoffentlich immer umschlossen von dem, dessen Angesicht wir zu Lebzeiten nur im Vertrauen spendenden Nachblicken sehen können.

Wir wünschen Ihnen in diesen Tagen neben einer guten Lektüre, dass Sie gesund und wohl behütet bleiben.

Ihr



Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Das Thema der nächsten Ausgabe 7+8/2020 wird sein: „Von Preacher-Slam und Predigt-Battle“.

Wir freuen sehr über Beiträge und bitten Sie, diese am besten als Word-Datei, ohne besondere Formatierung, auch ohne Silbentrennung am Zeilenende, bis spätestens zum 20. Juni 2020 an die Schriftleitung zu senden..

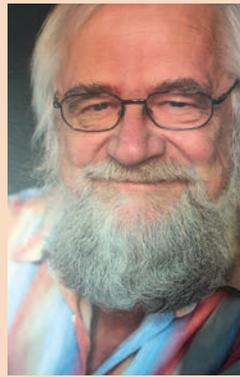
Die übernächste Ausgabe 9/2020 hat zum Thema: Wie viel Pflege werden wir uns noch leisten können? Wir freuen uns über Beiträge bis zum 20. Juli 2020

„Den Menschen ein Mensch“. Ein Gespräch unter Pfarrergenerationen

■ Wie nehmen drei Pfarrer aus drei verschiedenen Generationen ihren Pfarrberuf wahr, im Rückblick, zur Zeit und im Ausblick? Was schätzen sie an ihrem Beruf, was fällt ihnen schwer, wo liegen Hoffnungen und Visionen? Was halten sie voneinander? Ein digital geführtes Gespräch zwischen drei Pfarrergenerationen als Spiegel für das, was der Hintergrund für den Pfarrbildprozess war und ist. Wir stellen Ihnen die drei Kollegen kurz mit Bild und beruflicher Vita vor und geben dann das Generationengespräch wieder. Dass das Gespräch eines „unter Männern“ wurde, war sehr pragmatischen Gesichtspunkten geschuldet und soll keineswegs exkludierend wirken oder gar sein.



Pascal Würfel ist seit zwei Jahren Pfarrer im Karlsruher Stadtteil Neureut-Nord und war zuvor Lehrvikar in der Mannheimer Johanniskirche. 2018 wurde er mit damals fünf weiteren Kolleg*innen in Freiburg ordiniert.



Eckhard Weissenberger war Lehrvikar in Mannheim-Vogelstang und dann Pfarrvikar in Tauberbischofsheim. Seine beruflichen Stationen als Pfarrer waren: Bahlingen am Kaiserstuhl, Ladenburg, Johannes Diakonie

Schwarzach und Diersburg. Er ist seit 2014 im Ruhestand und wurde 1979 ordiniert.



Nach seinem Lehrvikariat in Wertheim-Sachsenhausen und seinem Pfarrvikariat jeweils ein Jahr an der Christuskirche Karlsruhe und im Referat 3 im EOK war Raimund Fiehn Pfarrer in der Petrusgemeinde in

Konstanz und dann 13 Jahre lang in Freiburg-Rieselfeld bzw. in der Pfarrgemeinde Südwest in Freiburg. Nach 6,5 Jahren in Kehl ist er im September letzten Jahres nach Lahr an die Auferstehungsgemeinde gewechselt. Er wurde 1990 ordiniert.

**Frage 1:
Wie habt Ihr aus Eurer Sicht und Lage den Pfarrbildprozess wahrgenommen? Wie fandet Ihr ihn? Haben sich Eure Erwartungen erfüllt?**

Raimund:

Ich habe den Prozess als etwas sehr Gutes empfunden. Das ganze Thema wurde strukturiert angegangen. Das regionale Treffen und auch das letzte in Karlsruhe waren gut aufgebaut und moderiert. Es hat sich aber auch gezeigt, dass unsere Berufsgruppe sehr heterogen ist. Worauf die einen verzichten

können, ist den anderen sehr wichtig. Das macht es nicht einfacher. Erfüllt haben sich die Erwartungen insofern, dass wohl alles gehört wurde. Was jetzt definitiv umgesetzt wird, ist ja m.W. noch offen. Da bin ich gespannt, was z. B. im Bereich der Verwaltung an Entlastung herauskommt. Bei der Frage der Arbeitszeit scheint es auch Versuche in ausgewählten Bezirken zu geben, da wünsche ich mir auch Ergebnisse. Womit ich nicht zufrieden sein werde, ist das Thema RU. Da beharrt unsere Landeskirche leider grundsätzlich auf dem Dogma, dass alle Pfarrerinnen und Pfarrer RU erteilen müssen (es gibt nur Möglichkeiten zu reduzieren oder mit Gehaltsverzicht auch ganz rauszugehen, wenn ich das richtig verstanden habe).

Pascal:

Grundsätzlich kann ich Dir da sehr zustimmen. Wir sind im Grunde seit Beginn

unseres Vikariates und den Einheiten im Petersstift dabei, unsere beginnende Berufspraxis zu reflektieren und zu hinterfragen, und versuchen auch die Ideen und Impulse unserer Generation einzubringen. Dass die im gesamten Pfarrbildprozess auch immer wieder gehört und explizit nachgefragt wurden, empfand ich als dankbare Form der Wertschätzung. Ob sich meine Erwartungen erfüllt haben, hängt sehr von den nachfolgenden Ergebnissen ab. Hier wünscht sich meine Pfargeneration sicherlich eine deutlich verbesserte Vereinbarkeit von Familie

und Beruf, gabenorientiertes Einsetzen – auch die von Dir angesprochene Richtung in Sachen RU, lieber Raimund, Platz und Zeitkapazitäten für eigene Ideen und Vorstellung oder auch eine Entlastung zeitfressenden Verwaltungsaufgaben. Ich habe den Eindruck: Viele junge Kollegen sind gewillt, sich mit vollem Herzen für den Beruf einzusetzen und wünschen sich einen Arbeitgeber, der genau das auch unterstützt und fördert.

Eckhard:

Bei dieser Frage kann ich nicht viel zum gemeinsamen Austausch beitragen, weil mich als „i. R.“ der Pfarrerbildprozess nur am Rande interessiert hat. Jede Generation wird neu danach fragen müssen, wie der Pfarrberuf auf die Herausforderungen der Gegenwart sinnvoll antwortet. Als ich als Dorfpfarrer meine erste Stelle hatte, konnte ich mir schlicht nicht vorstellen, dass ich einen predigtfreien Sonntag in Anspruch genommen hätte und zu der Zeit in der Ge-

meinde anwesend gewesen wäre – heute eine Selbstverständlichkeit (gut so!). Dass wir Pfarrer/Pfarrerinnen eine heterogene Gruppe sind, mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten, wie Raimund hervorhebt – das war und ist, Gott sei Dank – so, aber die Rahmenbedingungen müssen jeweils neu ausgehandelt werden. Ich war dankbar dafür, dass ich meine eigenen Schwerpunkte setzen konnte, ohne vom EOK allzu sehr gegängelt zu werden. RU das alte Streitthema. Engagierte, gut vorbereitete hauptamtliche Religionslehrer sind sicher besser als Pfarrer, die mal eben in die Schule hetzen, um dann an der Beerdigungspredigt weiter zu arbeiten. Ich hoffe mit Pascal und Raimund, dass eine Lösung angeboten wird, sich vom Pflichtdeputat befreien zu lassen. Obwohl etliche in der Gemeinde es nicht glauben: Ein Pfarrer kann nicht alles. „Gabenorientiertes Einsetzen“: schöne Formulierung von Pascal, darum geht es, habe ich aber so bei Kollegen und mir erlebt.

Frage 2:

Was bereitet bzw. bereitet Euch bei Eurer Arbeit echte Freude?

Wo geht/ging Euer Herz so richtig und nachhaltig auf?

Eckhard:

Die Vielfältigkeit des Pfarrerberufes als Ganzes: von der Wiege bis zur Bahre Menschen begleiten dürfen, das Leben in seiner ganzen Vielfalt miterleben können und dann am Sonntag es im Licht von Bibeltexten betrachten, reflektieren, kommentieren, in Frage stellen, ermutigen – eine nie endende kreative Aufgabe und Herausforderung. Auch einmal dazwi-

schen rufen, wenn alle „kreuzigt ihn“ rufen und an den zweiten Teil der Bitte „und vergib uns unsere Schuld“ erinnern können. Im Besonderen die Jugend- und Konfirmandenarbeit machte mir viel Freude. Mit jungen Menschen unterwegs zu sein, die nicht mehr Kinder, aber auch noch nicht erwachsen waren, fand ich bis zum Dienste eine der schönsten Aufgaben, da ging, und wenn ich sie wieder treffe, geht das Herz nachhaltig auf, auch wenn ich mich beim Kanufahren, wenn ich kenterte, gefragt habe „Warum tust du dir das an?“. Je älter ich wurde, war die Seelsorge mir wichtig, Zeit zu haben für Menschen, nicht nur in Krisen. Als ich vergangenes Jahr fast ein Jahr krank war, habe ich gemerkt, wie wohl einem ein Besuch tut – und habe im Stillen bereit, dass ich nicht viel mehr Besuche bei Langzeitkranken gemacht habe. Das ist die vielleicht schönste Definition des Pfarrerberufes: Der/die hat Zeit für Menschen im Auftrag Gottes.

Raimund:

Beim Stichwort Vielfältigkeit des Berufs kann ich mich Eckhard gut anschließen. Auffächern möchte ich es folgendermaßen:

- Menschen begleiten und ernst nehmen und sich auf sie einlassen in Übergängen (Taufe, Trauung, Beerdigung, Notfälle),
- Gottesdienste ganz unterschiedlicher Art vorbereiten und feiern (besondere Freude bereiten die, die mit anderen zusammen vorbereitet und gestaltet werden),
- Arbeit im Team (mit Haupt- und Ehrenamtlichen),
- Ehrenamtliche motivieren und unterstützen, miteinander Ideen entwickeln,

- Raus zu den Menschen gehen, das Kirchengebäude verlassen: Polizeiseelsorge; Gottesdienste auf dem Campingplatz, Heilig Abend auf dem Dorfplatz,
- Konfi-Arbeit: Man muss sie einfach mögen, auch wenn sie einem manchmal tierisch auf den Geist gehen,
- Inhaltliches Arbeiten im Kindergarten (sowohl mit Erzieherinnen als auch mit Kindern und Eltern),
- Konzeptionelles Arbeiten: z. B. das Erstellen eines liturgischen Konzepts für eine Kirchenrenovierung; Strukturveränderungsprozesse inhaltlich begleiten

Pascal:

Wenn ich Eure Antworten höre, merke ich: Die Begeisterung für unseren Beruf und seine Vielfalt ist generationsübergreifend, und das freut mich sehr. Denn es zeigt, dass wir gemeinsam Reich Gottes bauen

können: Mit unseren eigenen Schwerpunkten, die sich vielleicht im Laufe der Dienstjahre auch verändern, wie es bei Dir, Eckhard, auch anklingt. Aber immer doch so, dass der Mensch in seiner Ganzheit und in den unterschiedlichen Lebensphasen in den Blick begleitet werden darf. Von uns, die für das „Zeit haben“ bezahlt werden. Was für ein Geschenk. Ich bin beeindruckt, dass Du, Eckhard, auch am Dienstende noch mit den Konfis Kanu gefahren bist – das kann ich mir gerade nicht so gut vorstellen, so gerne ich jetzt, mit Anfang 30, mit ihnen Zeit verbringe. Bei Dir, Raimund, höre ich eine große Freude, auch mit anderen Menschen zusammen Kirche zu gestalten. Nicht alleine sein,

sondern gemeinsam unterwegs und Heimat geben. Ja, selbst in den schwierigsten Momenten des Lebens. Darüber hinaus macht es mir besondere Freude, auch kreative Formen zu finden und neue Wege zu gehen, das Evangelium zu den Menschen zu bringen (#digitalekirche), als Kirche in der Stadt, dem Dorf relevant und im Gespräch mit Anderen zu sein und nicht zuletzt auch Brücken zu bauen: zwischen alt und jung, katholisch und evangelisch, kirchenfern und kirchennah. Dem Grieche ein Grieche, ... und mich dabei in allem von Gottes Hand als doppeltem Boden getragen zu wissen. Das ist (m)ein Geschenk. Manchmal frage ich mich, wie es wohl gelingt, diesen so intensiven Beruf, an dessen Anfang ich noch stehe, über so viele Jahre durchzuhalten, für so viele Menschen immer wieder neu Platz zu haben. Wenn ich Eure Antworten höre, merke ich: Offenbar kann es gelingen.

Generationsübergreifend
gemeinsam am
Reich Gottes bauen

3. Frage:

Was hat gemacht bzw. was macht Euch in Eurer Arbeit am meisten Mühe? Wo tut Ihr Euch richtig schwer? Was könntet Ihr gestrotzt von Euch aus lassen?

Pascal:

Es ist weniger eine bestimmte Tätigkeit, sondern vielmehr das Gefühl von Ohnmacht, was mich manchmal trifft: Wenn ich merke, dass ich mir intensiv Zeit für einen Menschen nehmen kann – aber all' die anderen Gemeindemitglieder dann immer noch übrig bleiben. Dass ich immer „mehr machen könnte“, es meine Zeit

aber nicht zulässt. Dass ich nicht alle mitnehmen kann und manche auch von meinen (Nicht-)Worten oder (Nicht-)Taten enttäuscht bleiben. Mich daran zu gewöhnen, fällt mir schwer.

Manchmal macht es mir auch Mühe, immer Worte haben zu müssen: Am

Grab, sonntags auf der Kanzel, im schwierigen Konfliktgespräch zwischen zwei Mitarbeitenden, der Impuls im Religionsunterricht. „Du, Pfarrer, sag’ Du doch mal!“ Obwohl ich vielleicht auch mal gar nichts zu sagen hätte oder sagen möchte, oder: sagen sollte – das ist ein Zwiespalt, dessen Aushalten mich manchmal Kraft und Mühe kostet.

Eckhard:

Pascal, du sprichst mir aus der Seele! Im besonderen: immer mehr machen (besonders Besuche) können, als man schafft. Die Erwartung, die richtigen Worte zu finden in schwierigen Situationen. Hiobs Freunde schweigen

zuerst eine Woche (!), „da das Leid sehr groß“ war, dazu fehlt uns leider die Zeit. Eine besondere Schwierigkeit möchte ich noch hinzufügen. „Achten Sie besonders auf die ehrenamtlichen Mitarbeitenden, sonst bekommen Sie Ärger“ hatte mir mein Lehrpfarrer mit auf den Weg gegeben. Dabei waren zwei Gruppen zu unterscheiden: Die, die sich um der Sache Willen engagierten, und die, denen es um ihre eigene Ehre und Wichtigkeit ging.

Die zweite Gruppe war leider in jeder Gemeinde vertreten und machte viel Mühe, Gott sei Dank die erste auch.

Problem, immer mehr machen zu können

Das Attraktive ist gleichzeitig die Krux

Raimund:

Die Vielfalt, die den Beruf für mich so attraktiv macht, ist manchmal gleichzeitig die Krux. Das Gefühl, nicht allen das geben zu können, was sie brauchen, kenne ich auch.

Was ich aber in den letzten Jahren als ganz besonders

schwierig empfinde, seit ich in Freiburg, Kehl und Lahr in größeren Einheiten arbeite, ist das Thema Verwaltung. Es ist zum einen der Transformationsprozess von 4–5 Pfarrgemeinden zu einer (gemeinsames Pfarrbüro etc., aber auch größere Bauvorhaben oder gar ein Kirchenverkauf), aber auch das laufende Geschäft als geschäftsführender Pfarrer, das ich sowohl selbst als auch aus sehr naher Beobachtung mitbekommen und „erlitten“ habe. Wie es anders und aus meiner Sicht sehr gut läuft, sind die Kindergärten: Die gesamte Verwaltung liegt beim VSA, als Pfarrer bin ich in zentrale Entscheidungen (z. B. Besetzung der Leitung) einbezogen, ansonsten kann ich mich ganz auf die inhaltliche Arbeit mit dem Team und den Kindern konzentrieren. So müsste im Grunde genommen auch das Pfarramt konstruiert sein.

Pascal:

Mutmaßlich werden uns gerade solche „Transformationsprozesse“, wie Du sie passenderweise nennst, in den nächsten Jahren vermehrt beschäftigen – da würde es gut tun, Strukturen so zu schaffen, dass dabei nicht der Kern unserer Arbeit verloren geht, weil wir schlicht zu wenig Zeit dafür haben. Dazu gehört aber sicherlich auch ein Umdenken innerhalb der Kir-

chengemeinden und nicht zuletzt auch unter uns Pfarrer*innen: nicht nur auf den eigenen Kirchturm schauen, sondern den Blick zu weiten. Mein Eindruck ist: Unsere Pfarrergeneration hat das schon ganz gut verinnerlicht.

4. Frage: Worin seht Ihr Eure und die Hauptaufgabe von Pfarrern und Pfarrerinnen?

Pascal:

Ich möchte als Pfarrer für die Menschen in meinem Umfeld da sein und ihnen die gute Botschaft von Gottes Liebe für diese Welt und für ihr Leben weitergeben. Das passiert auf ganz unterschiedlichen Wegen und Formen und dem jeweiligen Alter angepasst: Auf meinem Instagram-Kanal (@pfarrerwuerfel) finde ich beispielsweise ganz andere Worte als sonntags im Gottesdienst oder im Traugespräch, aber der Kern bleibt derselbe: den Menschen das Gefühl vermitteln, nicht alleine zu sein. Sondern mit Gott einen Fürsprecher an ihrer Seite zu haben. Dabei wünsche ich mir, die Kirche(ngemeinde) so zu gestalten, dass sie genau diesen Menschen eine Heimat, einen Ort gibt, an dem sie genau das erfahren können.

Eckhard:

Pascal, du sprichst mir schon wieder aus der Seele: für die Menschen da sein, die Liebe Gottes weitergeben und die Kirchengemeinde als einen Ort mitgestalten,

wo diese Liebe erfahren werden kann und gelebt wird – ein Lebensprogramm!

Immer wieder sich dieser Liebe aussetzen, an sich arbeiten lassen, nie vergessen, dass wir selbst Empfänger der Botschaft sind und nur Bote sein können. Heute vielleicht noch mehr als früher, informiert zu sein über andere Religionen, um z. B. gläubige Moslems nicht mit den Fanatikern des IS auf eine Stufe zu stellen.

Pascal:

Das ist ein schönes Bild, das ich über der Arbeit manchmal vergesse: Dass ich nur dann ein guter Bote der Botschaft bin, wenn ich mich auch als deren Empfänger verstehe. Luthers Satz vom „Ich habe heute viel zu tun, also muss ich viel beten.“, kommt mir dabei auch in den Sinn.

Raimund:

Gott wird dem Menschen ein Mensch – diesen Satz habe ich einmal in einer Predigt von Eberhard Jüngel gelesen. Er hat diesen Gedanken entwickelt als Gegenüber zu Thomas Hobbes (Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf). Wenn wir diesen Gedanken in unsere Arbeitsbereiche (Verkündigung, Seelsorge, Unterricht, Diakonie) hineinbuchstabieren, dann ist damit für mich unsere Hauptaufgabe beschrieben.

Als Pfarrerinnen und Pfarrer haben wir m.E. neben der praktischen Umsetzung immer auch den theologischen Part ins Gespräch und in die Debatte zu bringen.

Wir sollen unsere Gemeinden, unsere Kirche und unsere Gesellschaft an diese zentrale theologische Einsicht immer wieder erinnern, als Zuspruch und Anspruch.

5. Frage:

Wie beurteilt Ihr je aus Eurer Generation das Miteinander der Pfarrergenerationen: der Lehrvikare, der ganz Neuen, der Bewährten und der Ruheständler?

Eckhard:

Als junger Pfarrer nervte es mich manchmal auf Pfarrkonventen, wenn die häufigsten und längsten Wortbeiträge von den Emeriti kamen – später waren sie nicht mehr dabei, sie trafen sich in Seniorenkonventen. Heute bin ich Emerit und bedauere es, dass wir alten die jungen kaum noch kennenlernen. Wenn wir sie vertreten, sind sie ja in der Regel nicht da. Viel Freude hatte ich an den Gesprächen mit Lehr- und Pfarrvikaren, ihre Neugierde auf den Beruf zu erleben, ihre manchmal unbequemen Fragen beantworten zu müssen. Mehr als meine Generation achteten sie mehr darauf, auch genügend frei zu sein für ihre Familie und ihre persönliche Freizeit.

Raimund:

Eckhard, das mit den älteren Kollegen in den Konventen, die lange geredet haben, kenne ich auch. Heute muss ich aufpassen, dass ich es nicht genauso mache. Gar nicht immer einfach. Ansonsten finde ich das Gespräch mit den Jüngeren

Theologie ins Gespräch bringen

immer sehr bereichernd. Gerade in meiner Zeit als Pfarrverwalter habe ich davon sehr viel profitiert. Auch im Kontaktstudium war es klasse, sich immer wieder mit Studierenden und im Morata-Haus mit Lehrvikar*innen austauschen zu können.

Im Blick auf meinen Ruhestand hoffe ich, dass ich mich dann genug zurücknehmen kann. Leider habe ich verschiedentlich mitbekommen, dass das mit Ruheständlern in Gemeinden auch schwierig war und ist, insbesondere wenn es nicht genügend (geografischen) Abstand gab. Ganz entscheidend ist m.E für unser Miteinander, dass wir uns nicht zu wichtig nehmen.

Pascal:

Ich finde, Ihr dürft Euch durchaus wichtig nehmen: Schließlich habt Ihr nach wie vor was zu sagen und wir können von Eurem Erfahrungsschatz lernen, ohne alles einfach zu kopieren. Das richtige Maß ist dabei sicherlich entscheidend. Was mir auffällt: Unsere Generation ist dank whats-app-Gruppen,

Sharing is caring auch unter den Pfarrergenerationen

Rundmails oder Instagram-Postings ganz gut vernetzt und wir teilen gerne Ideen, die bei uns funktioniert haben oder berichten von unserem Scheitern. Auch ist uns mehrheitlich ein enges „mein-Kirchturm-Denken“ fremd, weil wir unsere Kirchengemeinde nicht nur auf das geographische Miteinander vor Ort beziehen. Hier wünschte ich mir manchmal eine größere Offenheit für „sharing is caring“ bei allen Pfarrergenerationen. Mein Eindruck ist aber auch, dass mittlerweile alle verstanden haben, dass es ein „weiter so“ nicht geben

kann und es neue und andere Formen braucht, Kirche zu entdecken. Da ist es schön, gemeinsam Fragen zu stellen, Hoffnungen zu teilen und Glauben zu wecken. Abgrenzen kann sich meine Generation mittlerweile ganz gut: vor der Vereinnahmung durch zu viel Arbeit, aber auch vor der Präsenz neugieriger Ruheständler vor Ort – keine Sorge.

6. Frage:
Was ärgert Euch an Eurer Kirche und was macht Euch für sie Hoffnung?

Eckhard:

Die Kirche sind wir. Träger einer guten Botschaft für die Mitmenschen, aber oft verzagt und kleingläubig. Gott sei Dank lässt uns der Herr der Kirche nicht allein und ermutigt uns, dass wir es an jedem neuen Tag wieder wagen dürfen, mit dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung. Kirche, wenn sie allzu vollmundig öffentlich redet, ärgert mich; sie erfreut mich, wenn sie zeichenhaft Gutes tut. z. B. ein Schiff für die Flüchtlinge im Mittelmeer aussendet.

Pascal:

Ich finde meine Kirche großartig. Weil ich weiß: nicht alleine unterwegs zu sein. Sondern mit so vielen anderen es jeden Tag neu wagen zu dürfen, wie Du, lieber Eckhard, so schön sagst. Manchmal wendet für mich der Tanker Kirche nicht schnell genug, manchmal fehlt mir (s)ein klarer Kurs oder ich verstehe manche Entscheidungen nicht, und manchmal vermisse ich auch ein Service-Angebot, das

alle Kolleg*innen beispielsweise gleichermaßen entlasten könnte. Gerade das Handeln in den vergangenen (Corona-) Wochen voller Wertschätzung, Anerkennung und Transparenz macht mir gleichzeitig auch große Hoffnung. Dass wir diese Kirche gemeinsam gestalten und am Reich Gottes weiterbauen können. Ein jeder und jede so wie er oder sie es am besten kann. Und in der Gewissheit, dass Gott mit baut.

Raimund:

„Großartig“ finde ich jetzt zu hoch gegriffen, aber ich bin im Großen und Ganzen zufrieden mit unserer Kirche(nleitung), auch mit dem Krisenmanagement in Corona-Zeiten.

Wenn ich jetzt auf viele Jahre zurückblicke, hat sich so manches aus meiner Sicht positiv entwickelt (z. B. die Ausbildung der Vikar*innen, ein Großteil der Strukturveränderungen). Ein Phänomen was mich ärgert: In ganz unterschiedlichen Bereichen

werden oft sehr lange, intensive Diskussionen geführt und dann (endlich) auch mal eine Entscheidung getroffen, aber immer wieder habe ich erlebt, dass einige, die „unterlegen“ sind, das nicht respektieren konnten („Man wurde nicht ausreichend informiert“, „Das wurde nicht ausführlich genug besprochen“, „Die theologischen Aspekte sind nicht genug gewürdigt“). Hoffnung macht mir vor allem die theologische Überzeugung, dass nicht wir es sind, die die Kirche erhalten. ...

Einleitung

Liebe Kolleginnen und Kollegen, am 20. Februar diesen Jahres haben wir den großen gemeinsamen Tag der beiden Berufsbildprozesse in Karlsruhe veranstaltet. Damals war Corona zwar schon in den Nachrichten, aber gefühlt weit weg am anderen Ende der Erde.

Wenn wir nun Ende April die Artikel, die die beiden Berufsbildprozesse betreffen, für dieses Heft fertigstellen, stehen wir vor einer mehrfachen Herausforderung:

- Die Frühjahrstagung der Landessynode, die eigentlich als Schlusspunkt der Berufsbildprozesse geplant war und die einige konkrete Anträge verabschieden sollte, konnte aufgrund der Corona-Pandemie nicht stattfinden.
- Durch die Kontaktbeschränkungen hat sich die kirchliche Arbeit in den letzten Wochen völlig verändert. Haben sich dadurch manche Vorzeichen, aufgrund derer Sie bei den Regionaltagen, Konsultationen und in den Systemischen Schleifen Ihre Anliegen eingebracht haben, verschoben? Kirchliche Arbeit sieht heute anders aus als noch vor 5 Monaten. Auch dies haben wir versucht, in einem Artikel in diesem Heft zu reflektieren.
- Die momentanen Herausforderungen führen auch dazu, dass Sie, aber auch wir viele zusätzliche Aufgaben bearbeiten müssen und für anderes die Zeit fehlt.

Nicht alles kann also in diesem Heft so dargestellt werden, wie es ursprünglich geplant war. Dennoch ermöglichen Ihnen die Artikel einen Überblick über die Weiterarbeit an Ihren Anliegen, die in den Fachausschüssen und in sonstigen Gremien erfolgt ist.

Mit dem Artikel über den Berufsbildprozess der Gemeindediakon*innen können Sie sich über diesen Berufsbildprozess und seine Schwerpunkte informieren.

Alle weiteren Informationen, Dokumente und vertiefende Aspekte finden Sie in der parallel eingestellten Dokumentation im Intranet unter meinekiba.net/Themen/Personal/Berufsbildprozesse.

Bitte lesen Sie deshalb die nachfolgenden Artikel zusammen mit den dazugehörigen Links und den Vertiefungen innerhalb der einzelnen Themenfelder.

Den Herausgebenden der Pfarrvereinsblätter danken wir für die Möglichkeit, den gegenwärtigen Stand im gegenwärtigen Pfarrbildprozess in diesem Heft zu dokumentieren. Aber auch Ihnen allen danken wir nochmals herzlich, denn so viele haben sich aktiv in den Prozess mit eingebracht. Ich hoffe, der gemeinsame Austausch und das gemeinsame Nachdenken darüber, wie wir kirchliche Arbeit zukunfts-fähig gestalten können, wird weitergehen.

Mit herzlichen Grüßen aus dem Lenkungsteam des Pfarrbildprozesses

Ihre Cornelia Weber

Eine große Dienstgemeinschaft - Tag der Berufsbildprozesse



Fotos: Ulli Naeffken

Begegnungen, Philosophie-Vorlesung, Themen-Marktplatz und Gottesdienst – das alles und noch viel mehr war der Tag der Berufsbildprozesse in Karlsruhe am 20. Februar 2020.

Aus allen Regionen Badens waren fast 400 Gemeindediakon*innen und Pfarrer*innen in der Christuskirche Karlsruhe zusammengekommen, um gemeinsam auf die Ergebnisse der beiden Berufsbildprozesse zu schauen. Begrüßt von Personalreferentin Cornelia Weber und eingestimmt von Prälat Traugott Schächtele sprach, eingeführt von Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh, Prof. Gerhard aus Berlin über „Geist und Geistlichkeit“ – aus dem Blickwinkel des Philosophen und einer philosophischen Theologie. Für manche ein „brillanter und erhellender Vor-

trag“, für andere an dieser Stelle eher schwierig: „Für den konkreten Anlass und den Berufsbildprozess wäre u. U. ein Vortrag noch passender gewesen, der die kirchliche Situation und die Herausforderungen vor Ort deutlicher vor Augen hat.“

Nach dem gemeinsamen Mittagessen und dem damit verbundenen kollegialen Austausch stellten 14 Stationen die Ergebnisse der beiden Prozesse dar. Die Verantwortlichen der beiden Berufsbildprozesse hatten viele Fragen zu beantworten; manche Wünsche wurden geäußert, es gab weiter großen Diskussionsbedarf. Daraus spricht eine hohe Verbundenheit der Mitarbeitenden mit ihrer Kirche. Eine Ressource, die Mut macht für die Zukunft unserer Kirche, auch unter veränderten Bedingungen.

Wichtige Themen waren der Religionsunterricht und der Komplex um Dienstliches Wohnen, Arbeiten und Fahren. Die Dienstgruppen wurden in den Blick genommen als der Ort, an dem die Zusammenarbeit der Berufsgruppen konkret wird. Fort- und Weiterbildung, aber auch geistliche Existenz waren relevante Themen. Unter dem Titel „Kirche Weiter Denken“ wurde die Gelegenheit genutzt, sich zum Kirchenbild zu äußern. Dieses Thema war in den Prozessen wiederholt eingefordert worden. Hier wird weitergearbeitet werden, und das sicher nicht nur mit Hauptamtlichen.

Die Feedbackbögen zeigen ein breites Feld: *„Die ersten Ergebnisse können sich wirklich sehen lassen und sowohl durch den Prozess des wertschätzenden Erkundens und Zuhörens insgesamt als auch im Blick auf die eine oder andere wirkliche Veränderung ist viel passiert.“*

„Unsere Ideen wurden wahr- und ernst genommen.“

„Ich finde, solch einen gemeinsamen Tag sollte es öfter geben! Danke!“

Aber es gab auch kritische Stimmen, denn viele Maßnahmen sind erst in Planung oder müssen noch durch die Entscheidungsgremien.

„Ich bin enttäuscht. Die eigentlichen Fragen kreisen um das Thema: Was passiert in welchem Zeitraum konkret, um mir spürbar Entlastung zu verschaffen? Ich erhoffe mir konkrete Angaben zu Maßnahmen, auf die ich mich freuen kann.“

Am Ende des Tages dankte Landesbischof Cornelius-Bundschuh den beiden Lenkungsteams und den Fachausschüssen, die mit den Prozessen und der Ausarbeitung der Ergebnisse befasst waren.

Der Gottesdienst in der Christuskirche mit Prälatin Dagmar Zobel, der Predigt des Landesbischofs und der gemeinsamen Feier des Abendmahls bildete den Abschluss. Was die Kirche und die Menschen in ihr trägt, ermutigt und immer wieder auf den Weg bringt, war in der Gemeinschaft wohltuend spürbar:

„Es war, neben all den inhaltlichen Anregungen, ein wunderbarer kollegialer/geschwisterlicher Austausch landeskirchenweit, der einfach rundherum guttut.“, so bedankte sich eine der Teilnehmenden.

Daniel Völker, Bettina Kommiss



Der Pfarrbildprozess - mit der Brille der Moderator*innen



Foto: Bettina Kommos

Es gab einiges zu tun für die Moderation im Pfarrbildprozess: 16 Regionaltage, 27 Pfarrkonvente mit der „Systemische Schleife“, das alles quer durch die Landeskirche. Die Aufgabe der Moderator*innen war es, den Raum zu öffnen dafür, dass möglichst alle Ideen, Wünsche und Bedarfe geäußert und festgehalten werden konnten. Ein vorgegebenes Konzept sorgte dafür, dass an allen Orten vergleichbar agiert wurde. Und am Schluss wurden die Erfahrungen ausgewertet. Einige Beobachtungen aus dieser Perspektive sollen hier mitgeteilt werden, ohne Anspruch auf objektive Geltung oder Vollständigkeit.

Juwelen:

Auf der Suche nach dem Schatz im Acker

Auch aus der Sicht der Moderation sind die „Juwelen“ ein ganz besonderes und wichtiges Ergebnis des Pfarrbildprozesses. Gefragt war danach, was die Pfarrer*innen an ihrem Beruf lieben. Hier zeigt sich der Reichtum des Pfarr-

berufs in allen Facetten – und die hohe Motivation und Begeisterung der Pfarrer*innen!

Präsenz der Kirchenleitung:

Zuhören, zuhören, zuhören

Eine große Rolle spielte die Präsenz der Kirchenleitung in einer „hörenden Rolle“. Sehr viele Pfarrer*innen haben dies als Zeichen des echten Interesses und der Wertschätzung verstanden. „Die aus Karlsruhe“ haben einfach mal zugehört und nicht bewertet. Es besteht die Hoffnung, dass hier auch im Alltag angeknüpft werden kann und sich dies positiv auf die gegenseitige Wahrnehmung und das Verständnis füreinander auswirkt.

Alle Pfarrer*innen sind anders:

Chancen und Grenzen pastoraler Artenvielfalt

Was auch deutlich zu Tage trat, war die große Bandbreite innerhalb der Pfarerschaft. Es gibt zu fast jedem Thema stark unterschiedliche Positionen, so u.a. bei der Frage zum Verhältnis

von Parochie und Funktions-Pfarrstellen, bei den Themen Dienstwohnung und Arbeitszeitregelung. Unterschiede in Theologie und Frömmigkeit erschweren z.T. die Zusammenarbeit unter den Kolleg*innen. Die Situationen von Pfarrer*innen in der Stadt und auf dem Land, aber auch in Diaspora und evangelischem Stammland sind häufig schwer zu vergleichen. Eine Beobachtung ist die Prägung der unterschiedlichen Altersgruppen der Pfarrer*innen. Jede „Generation“ trägt die eigene Berufs-Biographie mit sich. Gerade in den Jahrgängen, bei denen der Zugang zum Pfarrdienst eingeschränkt war, finden sich auch Verletzungsgeschichten. Dies hat Auswirkungen auf das Verständnis des Dienstes und die Haltung zur Kirchenleitung. Bei der jüngeren Generation ist das Bedürfnis nach einer Abgrenzung von beruflichem und privatem Leben stärker ausgeprägt.

Kritische Beobachtungen

Aus der Moderationsperspektive gab es auch kritische Wahrnehmungen. Mehrmals wurden z. B. Unterstützungs-Instrumente von der Kirchenleitung gefordert, die es schon lange gibt. Offensichtlich sollte der Informationsfluss verbessert werden – von beiden Seiten.

In den systemischen Schleifen fiel auf, dass nur selten mit den blauen Karten, den Aufträgen für den eigenen Kirchenbezirk weitergearbeitet wurde. Vielleicht hat das Konzept der Regionaltag den Blick zu sehr auf die Kirchenleitung fokussiert. Jedoch braucht es eine differenzierte Wahrnehmung: Welche Herausforderungen sind vor Ort, in Selbststeuerung und kollegialer Bearbeitung in der Region zu lösen? Nicht immer war das Verständnis für Kolleg*innen in anderen Berufsfeldern als der Gemeinde vorhanden. Hier gab es einige Äußerungen, die keine Wertschätzung erkennen

ließen. In der systemischen Schleife gab es das leider auch in Bezug auf die Berufsgruppe der Gemeindediakon*innen, zum Glück nicht sehr oft. Dennoch war die gegenseitige Wahrnehmung der beiden Berufsgruppen wichtig und ein Gewinn für beide Berufsbildprozesse.

Themen „unter der Oberfläche“

In der Auswertung der Moderator*innen gab es auch Vermutungen über Themen, die vielleicht im Hintergrund eine Rolle spielen könnten. Dazu einige mögliche Fragen:

- Wie erleben und verkraften Pfarrer*innen den Relevanzverlust von Kirche in der Gesellschaft? Wie wirkt sich das auf die eigene Rolle und das Selbstbild aus?
- Haben Pfarrer*innen genügend Instrumente der Selbststeuerung? Erleben sie sich als wirksam in Eigenverantwortung – oder als Getriebene von Basis und Kirchenleitung?
- Sind die Strukturen in ländlichen und in städtischen Kirchenbezirken geeignet für die Transformations-Prozesse, die jetzt anstehen?
- Wie wird mit Ungerechtigkeit zwischen Berufsfeldern und Berufsgruppen umgegangen, z. B. in Bezug auf Arbeitszeit, Urlaub, Gehalt etc.?

Pfarrbildprozess - und wie weiter?

Schon früh haben Moderator*innen angemerkt, dass dieser Prozess ein Berufsbildprozess ist, also fokussiert auf die Arbeitsbedingungen der Pfarrer*innen. Und das wurde auch insgesamt so gesehen: Eine Verständigung über die gemeinsam getragenen Kirchenbilder unserer Landeskirche steht noch aus. Darin sind dann auch Überlegungen zur Rolle von Pfarrer*innen in einer sich verändernden Gesellschaft anzustellen.

Daniel Völker & Kolleg*innen

Geregelte Freiräume und Familienfreundlichkeit



Dienstliches und Privates in ein gutes Gleichgewicht zu bekommen ist eine Herausforderung; nicht nur als Familie, nicht nur in den ersten Amtsjahren, sondern in jeder Lebenssituation und in jedem Dienstalter. Damit die Balance gut gelingt, brauchen Pfarrer*innen geregelte Freiräume, in denen sie diese Balance gut gestalten können.

Im Pfarrbildprozess haben Pfarrerinnen und Pfarrer die Anliegen zusammengetragen, bei denen sie rechtlich gesicherte und öffentlich kommunizierte Freiräume brauchen.

1. Elternzeit, Pflegezeit, Sabbaturlaub

Damit Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Elternzeiten planen und kommunizieren können, stehen zwei Merkblätter mit allen relevanten Informationen zu Mutterschutz und Elternzeit zur Verfügung. Ein Teildienst von 25%, 50% oder 75% ist auch während der Elternzeit möglich. Dadurch kann eine Pfarrstelle auch bei mehr als 18 Monaten Elternzeit beibehalten werden.

Wer die Verantwortung für pflegebedürftige Eltern zu tragen hat, findet alle Informationen auf dem Merkblatt zur Pflegezeit. (Alle Merkblätter: www.service-baden.de)

Im Laufe einer Berufsbiographie soll ein zweites Sabbat(halb)jahr möglich werden, z.B. vor dem regulären Ruhestand. Hierfür müssen die gesetzlichen Bestimmungen zum Sabbaturlaub modifiziert werden.

2. Der freie Tag und das freie Wochenende

Der predigtfreie Sonntag, der Gemeindepfarrer*innen achtmal im Jahr zusteht, soll verbindlich Samstag und Sonntag umfassen. Er kann mit dem freien Tag einer Woche kombiniert werden. Gesetzliche Feiertage sollen nicht als Urlaubstage verrechnet werden. Für diese Regelung müssen noch die entsprechenden Beschlüsse verabschiedet werden (Handreichung unter www.service-baden.de).

3. Erreichbarkeit

Viele Pfarrer*innen belastet die Pflicht zur

Erreichbarkeit an freien Tagen und Wochenenden.

Deshalb soll die Erreichbarkeit an freien Tagen und Wochenenden über die Dienstgruppe/die Dienstregion sichergestellt werden. Wer frei hat, hat dann auch vollumfänglich frei und ist nicht mehr verpflichtet, regelmäßig den AB abzuhören oder das Handy zu checken.

Die technische Umsetzung soll je nach Bedarf vor Ort durch Diensthandys, eine zentrale Rufnummer oder eine eingerichtete Rufumleitung realisiert werden. Im Kirchenbezirk Emmendingen werden als Pilotbezirk Erfahrungen gesammelt und ggf. Modifizierungen vorschlagen.

4. Vertretungsregelungen

Die Zuständigkeit für die Regelung von Vertretungen wird präzisiert: Wer krank ist, kann nicht für die eigene Vertretung sorgen. Dies übernimmt das Schul-/Dekanat.

Planbare Abwesenheiten bei Urlaub, Fortbildungen und dienstfreien Tagen werden in der Dienstgruppe/der Dienstregion vertreten, unter Einbeziehung von Prädikant*innen und Emeriti. Das Dekanat unterstützt, wenn keine Vertretungsregelung gefunden werden kann.

Um Vertretungen sowohl planen als auch kurzfristig umsetzen zu können, soll die Anzahl der *Pfarrstellen im ständigen Vertretungsdienst* („Springerstellen“) erhöht werden. Dies muss von der Landessynode beschlossen werden.

5. Arbeitszeitregelungen

In Bezug auf quantifizierbare Arbeitszeitregelungen in Dienstplänen gehen die Meinungen der Gemeindepfarrer*innen in der badischen Landeskirche auseinander. Ein ausdrücklicher Auftrag für die verbindliche In-

stallation von Dienstplänen in der EKiBa konnte aus den Ergebnissen der Regionaltagung nicht erhoben werden (rosa Karten).

Vielen Pfarrer*innen ist die Freiheit des Pfarrberufes als Profession ein Anliegen, das sich auch in der individuell frei verantworteten Gestaltung der Arbeitszeit zeigt. Durch die Einführung von Zeitstundenmodellen sehen sie diese Freiheit gefährdet. Definierte Regelungen in diesem Bereich werden als Einschränkung des eigenen professionellen Handlungsspielraumes angesehen.

Andere forderten im Pfarrbildprozess explizit quantifizierte Dienstpläne mit einer Begrenzung der Arbeitszeit. Davon erhoffen sie sich eine Unterscheidung von Dienstzeit und privater Zeit, eine Prophylaxe gegen Burnout und übersteigerte Erwartungen und eine Verbesserung der Attraktivität des Pfarrberufes.

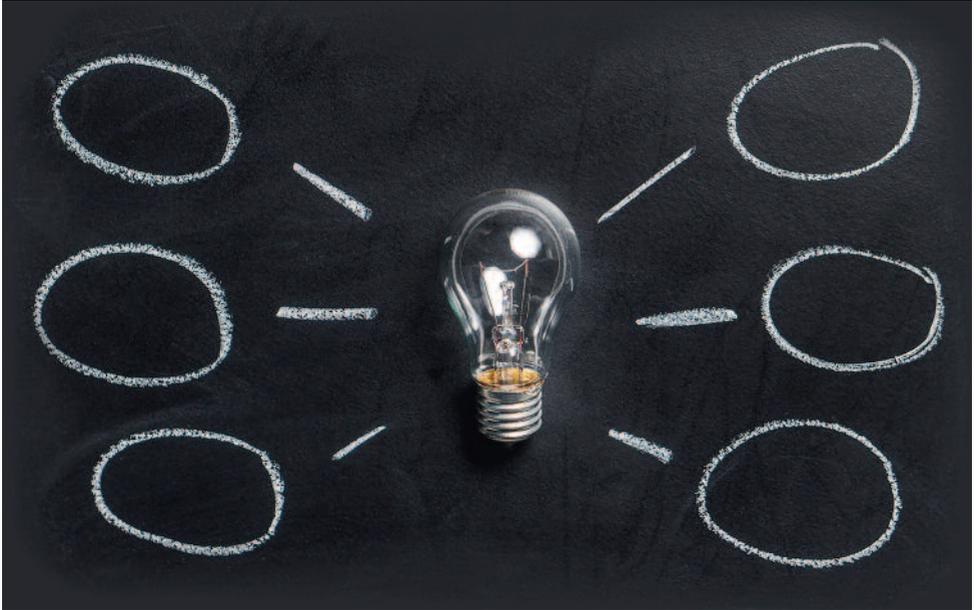
Ein quantifizierter Dienstplan ermöglicht die Beschreibung bei Teildienstaufträgen und Wiedereingliederungen nach Krankheitszeiten. Die Dienstgruppenverordnung sieht die Erstellung eines verbindlichen Dienstplans bereits jetzt schon vor.

Ab September 2020 werden in einem ländlichen (Kraichgau) und einem städtischen Kirchenbezirk (Pforzheim) Pilotprojekte in der Arbeit mit dem Terminstundenmodell der westfälischen Landeskirche durchgeführt, das mit Impulsen aus dem Bayerischen Dienstordnungsmodell u.a. ergänzt werden kann. Die Evaluation erfolgt nach 2 Jahren.

Über diese Themen hinaus wird es vor allem in der persönlichen Lebenssituation von Pfarrerinnen und Pfarrern immer wieder Situationen geben, die individuell beraten und gestaltet werden müssen. Dafür sind wir im Personalreferat für Sie da.

Gabriele Hofmann

Fortbildung, theologisches und geistliches Leben



Die Bereiche Fortbildungen und theologisches und geistliches Leben haben im Pfarrbildprozess eine große Resonanz gefunden. Inhaltlich ging es dabei vor allem darum, einen Gesamtüberblick über die bestehenden Angebote zu erhalten. Auch sollten die Genehmigungswege und die rechtlichen Rahmenbedingungen für die einzelnen Angebote transparenter dargestellt werden.

Für den Fachausschuss ist es deshalb wichtig, hier zu guten Regelungen zu kommen, mit Hilfe derer das eigene geistliche Leben und die Weiterentwicklung der theologischen Existenz im Berufsalltag Raum bekommen.

Ein Ergebnis dieser Anregungen ist, dass die **FWB-Richtlinien** überarbeitet und an die Vereinbarungen in Nachbarkirchen angeglichen werden.

Das bedeutet in Richtung **Kontaktstudium**, dass die Möglichkeiten dazu ausgebaut und auch familienfreundliche Modelle erarbeitet werden. Neben dem klassischen Kontaktsemester zum Sommersemester in Heidelberg mit Unterbringung im Moratahaus sollen zeitlich flexible Modelle des Kontaktstudiums entwickelt und angeboten werden.

Manche berufsbegleitenden Angebote sind bereits Standard, so **Supervision** und **Coaching**. Sie sind, entsprechend der Richtlinien von 2017 flächendeckend implementiert. Ein

überarbeitetes Merkblatt hilft zur Orientierung und ist auf der Ekiba-Internetseite abrufbar.

(<http://www.ekiba.de/html/media/dl.html?i=106130>)

Das Genehmigungsverfahren für **Salutogenese** ab 55 wurde deutlich vereinfacht. Dabei wird angenommen, dass alle, die sich für Salutogenese interessieren, eigentlich wissen, was ihnen zum Erhalt und zur Förderung ihrer Gesundheit guttut. Eine Überprüfung der Maßnahmen durch den EOK findet nicht mehr statt. Den neugestalteten Antrag finden Sie auf der Ekiba-Internetseite unter https://www.ekiba.de/html/content/antraege_und_formulare.html.

Fortbildungen in den letzten Amtsjahren (**FILA**) stoßen bereits jetzt auf ein großes Interesse. Die bisherigen Erfahrungen dienen als Grundlage für die Weiterentwicklung dieses Programms.

Neben den Fortbildungsangeboten wurden auch die **Angebote zum geistlichen Leben** intensiv bedacht. Denn viele haben in den Regionaltagen rückgemeldet, dass die geistliche und theologische Existenz wieder mehr Raum bekommen muss, weil sie grundlegend zur Existenz von Pfarrerinnen und Pfarrern und anderen Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst gehören. Vorgesehen ist dabei, dass **Exerzitien** und **Einkehrtage** für alle Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst ermöglicht und wie Fortbildungen bezuschusst und gewährt werden. Auch **Geistliche Begleitung** ist in diesem Zusammenhang wichtig. Sie ist kostenlos und wird während der Dienstzeit in Anspruch genommen. Eine entsprechende Reisekostenregelung muss noch geprüft werden.

Überlegungen gibt es auch in Richtung **Lehrvikariat**. Hier werden Flexibilisierungsmöglichkeiten erarbeitet und erprobt werden.

Ein weiterer Bereich der Überlegungen betrifft das Thema **Personalentwicklung**.

Die bestehenden Aktivitäten in der Personalentwicklung werden koordiniert und ausgebaut. Konkret werden derzeit die Orientierungsgespräche auf Dekanats Ebene weiterentwickelt. Dazu werden Fortbildungen angeboten und eine Handreichung erarbeitet. In den Orientierungsgesprächen muss auch verlässlich informiert werden über Fortbildungsmöglichkeiten.

Insgesamt wurde durch den Pfarrbildprozess im Bereich Fortbildung, theologisches und geistliches Leben eine deutliche Präzisierung angestoßen. Die gemachten Anregungen helfen sehr, dass Pfarrerinnen und Pfarrer und andere hauptamtlich Mitarbeitende in ihrem und für ihren Berufsalltag gut und nachhaltig unterstützt und begleitet werden.

Michael Löffler, Peter Riede

Dienstliches Arbeiten, Fahren und Wohnen



Das *dienstliche Wohnen* war erwartungsgemäß ein wichtiges Thema im Pfarrbildprozess. Die Anliegen sind breit und inhomogen, tendenziell geht es aber um eine Flexibilisierung der Wohnsituationen. Dazu wird momentan ein Finanzierungs- und Steuerungsmodell entwickelt: Dienstwohnungen sollen für Gemeinden auskömmlich zu finanzieren und mit vergleichbaren Standards ausgestattet sein, die nicht von Pfarrpersonen mit dem eigenen Ältestenkreis ausgehandelt werden müssen.

Im Gemeindepfarrdienst wird in Zukunft die Wohnsituation mit der Stelle ausgeschrieben: Wo mehrere Pfarrpersonen in einer Gemeinde eingesetzt sind, kann es einzelne Stellen ohne Dienstwohnungspflicht geben. Gibt es eine Dienstwohnung, wird diese im Rahmen der Ausschreibung verbindlich mit den wichtigsten Daten im Intranet beschrieben. Finanzierungskonzept und Regelwerk werden derzeit beraten und müssen von den

zuständigen Gremien verabschiedet werden. Für Dienstwohnungen wird die Festsetzung des zu versteuernden Mietwertes neu geregelt, um für Pfarrpersonen und die Landeskirche eine verlässliche, rechtssichere Grundlage in steuerlichen Belangen zu gewährleisten. Die Kanzlei GMDP ist beauftragt, die jeweiligen Mietwerte zu ermitteln und beim Finanzamt Voranfragen zu veranlassen.

Dienstfahrten: Im ländlichen Bereich ist ein PKW unabdingbar, um den Dienst in einer Gemeinde mit oft mehreren Orten versehen zu können. Sollte aus familiären Gründen ein weiterer PKW notwendig sein, deckt die Außendienstentschädigung die höhere Belastung selten ab. Im städtischen Bereich kommen ein E-Bike, ein Fahrrad oder der ÖPNV alternativ in Frage.

Konkret gibt es Überlegungen, sich der Initiative der württembergischen Landeskirche (<https://www.elk-wue.de/leben/kirche-elektrisiert>) anzuschließen und die Möglichkeit zu

eröffnen, günstig ein E-Auto oder E-Bike zu erwerben und über eine angepasste Außen dienstentschädigung zu refinanzieren. Erste Pilot*innen sollen noch in diesem Jahr an den Start gehen. Die Coronakrise verzögert leider die Weiterarbeit mit den Autohäusern. Das Für und Wider dieser Überlegungen wird in der Dokumentation im Intranet diskutiert.

Das **dienstliche Arbeiten** umfasste zwei Schwerpunkte: das Dienstzimmer und seine Ausstattung sowie der Umgang mit Vakanzen. Eine einheitliche Ausstattung der Pfarrämter (Gemeindebüro und Dienstzimmer) ist im Sinne eines effizienten Arbeitens und auch für Stellenwechsel notwendig. Die Landesynode hat im Herbst 2019 dazu ein mit 1 Million Euro ausgestattetes Konzept für eine einheitliche IT-Basisausstattung auf den Weg gebracht. Nach einer Erprobungsphase wird eine Rechtsverordnung die Ausstattung mit PCs, Laptops, Handys, Software und den Support regeln.

Auf den Regionaltagen gab es unterschiedliche Wünsche in diesem Bereich: einerseits eine zentral gestellte EDV-Ausstattung mit dem zugehörigen Support, andererseits nur eine Finanzierung der Geräte, die nach den persönlichen Vorlieben angeschafft und verwaltet werden können. Unumstritten ist jedoch – und die Dringlichkeit hat sich gerade in der Coronakrise deutlich gezeigt –, dass digitale Wege in Verkündigung und Verwaltung immer wichtiger werden. Deshalb sind Kompatibilität, Datensicherheit, einheitliche dienstliche Mailadressen, Support unverzichtbar und müssen jedem Mitarbeitenden ermöglicht werden.

Die Ausstattung der Dienstzimmer mit Schreibtisch, Aktenschränken, Regalen etc. ist in der Pfarrhausrichtlinie festgelegt, die noch in diesem Jahr überarbeitet wird.

Vakanzenvertretungen zählen zu den großen Belastungen im Pfarrdienst. Hier sind Maßnahmen für ein besseres Vakanzenmanagement in Arbeit. Derzeit wird die Vertretungskostenverordnung überarbeitet. Konkret bedeutet dies z. B. eine deutliche Erhöhung der Vertretungssätze und eine Reduzierung des Verwaltungsaufwandes.

Zudem ist die Einführung eines Vakanzen geldes geplant. Mit einer monatlichen Summe für die Kirchenbezirke sollen flexible Lösungen zur Versorgung der Vakanzen ermöglicht werden, z. B. Finanzierung von zusätzlichen Sekretariatsstunden oder Minijobs für KU, RU, Arbeit mit Senior*innen usw. Die Gremienzustimmung vorausgesetzt, soll beides zum September an den Start gehen.

Der Einsatz von Pfarrer*innen im ständigen Vertretungsdienst („Springer“) hat sich bewährt und zu spürbaren Entlastungen geführt. Im Pfarrbildprozess wurde ein Ausbau der Springer-Stellen gewünscht und die Bildung von multiprofessionellen Teams im Vertretungsdienst angeregt. Erste Teams aus Pfarrer*innen und Diakon*innen sollen im Herbst zur Erprobung an den Start gehen.

Durch den Flexi-Ruhestand ist seit Januar die Möglichkeit geschaffen worden, freiwillig den Dienst über den gesetzlichen Ruhestand hinaus zu verlängern. So kann unter deutlich verbesserten finanziellen Bedingungen ganz oder teilweise in Vakanzen Dienst getan werden (s. Merkblatt in der Dokumentation im Intranet). Das langfristig beste Mittel gegen Vakanzen wurde im Pfarrbildprozess nicht vergessen: die Werbung für den theologischen Nachwuchs.

Jörg Augenstein

Entlastung bei Verwaltungsaufgaben



Die Entlastung von Verwaltungsaufgaben und die Konzentration auf die „eigentliche“ seelsorgliche, gottesdienstliche und geistlich leitende Aufgabe im Gemeindepfarrdienst zog sich wie ein roter Faden als Thema durch den Berufsbildprozess.

Aufgaben der pfarramtlichen Verwaltung gehören zum Amt der Pfarrer*innen. Auch die Einbindung in die organisatorische Leitung einer Kirchengemeinde führt zwangsläufig zur Erledigung von Verwaltungsaufgaben. Diese nehmen mit vielen von „außen“ herangetragenen Themen wie Datenschutz und Umsatzsteuer sogar stetig zu.

Zur Entlastung sollen daher professionelle Hilfs- und Unterstützungssysteme gestärkt werden; Aufgaben sollen dort wahrgenommen werden, wo sie effizient und zielführend erledigt werden können. Eine Herausforderung dabei: Die Anliegen der Kirchengemein-

de dürfen dabei nicht aus dem Blick geraten, denn Verantwortlichkeiten bleiben nach wie vor vor Ort.

Zu den Unterstützungssystemen und konkreten Maßnahmen zählen folgende Punkte, die hier jeweils mit Umsetzungsideen (teilweise schon erprobt und umgesetzt) dargestellt werden:

1. Stärkung, Qualifizierung und Begleitung der Pfarramtssekretariate

- Fortbildungsangebote für Sekretariatskräfte werden reflektiert und ggf. ausgebaut.
- Ein Handbuch für Pfarramtssekretariate wird als Datei erstellt und gepflegt.
- Die Richtgrößen für Sekretariatsdeputate werden so gestaltet, dass sie vor Ort ausgebaut werden können.
- Verwaltungsdienstgemeinschaften nach dem neuen VSA-Gesetz ermöglichen die

rechtssichere Zusammenarbeit von Sekretariaten mehrerer Kirchengemeinden.

- Dadurch sind auch verbindliche Standards für Vertretungsfälle und Vakanzen innerhalb der Sekretariate möglich.
- Zwei Dienstgemeinschaften sind bereits als Pilotprojekte am Start, Ergebnisse und Muster liegen bis Ende 2021 vor.
- Ergänzend dazu werden für Theolog*innen mit Berufserfahrung Kurse zur Auffrischung und Vertiefung von Verwaltungswissen etabliert (ähnlich den FEA-Kursen).

2. Verwaltungsgeschäftsführung für Kindertageseinrichtungen und Kirchengemeinden durch VSA/EKV

Um eine stärkere Konzentration im Pfarramt auf die religionspädagogische und geistliche Arbeit mit Kindern, Eltern und Erzieher*innen zu ermöglichen, wird die Verwaltungsgeschäftsführung der Kitas auf die Verwaltungsämter übertragen.

- Regelung und Übergang erfolgten bereits durch das VSA-Gesetz, die Umsetzung geschieht ab 2020 in entsprechenden Qualitätszirkeln (VSA- und EKV-Vertreter*innen mit EOK und DW).
- Die Übertragung der Geschäftsführung geschieht in steter Abstimmung mit den Entscheidern in den Gemeinden.

3. Digitalisierung und Öffentlichkeitsarbeit

Der Ausbau und Support der digitalen Unterstützungssysteme erfolgt zentral:

- Ziel ist, einheitliche Software, Plattformen und weiteren Anwendungen wie z.B. elektronisches Antragswesen und Führen eines elektronischen Kirchenbuchs bereit zu stellen.
- Eine Stabsstelle im EOK erarbeitet dafür die Grundlagen, ebenfalls in Zusammenarbeit

mit den Expert*innen in den VSA/EKVen, der IT und der ZGAST in einem Qualitätszirkel.

- In Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Kommunikation werden im Baukastensystem neue Vorlagen für die Öffentlichkeitsarbeit, das Corporate Design, Gemeindebrief erstellt (s. dazu auch „FA 5: Haltung und Handeln der Kirchenleitung“).

Bei den Diskussionen am Tag der Berufsbildprozesse (20.2.20) wurde schnell deutlich, dass viele Kolleg*innen sich durch die Maßnahmen eine konkrete Entlastung ihres Arbeitsalltags als Pfarrer*innen erhoffen. Gebeten wurde einerseits, dass die Veränderung der klassischen Pfarramtssekretariate zu Assistenzstellen verstärkt werden sollte. Andererseits sollte gut darauf geachtet werden, dass eine direkte Kommunikation zwischen VSAs bzw. EKVn und den Gemeinden z. B. in Bezug auf die Kitas oder in Baufragen gewährleistet bleibt.

Kai Tröger-Methling, Annetrin Schwarz

Haltung und Handeln des EOK



„**S**ieht Ihr eigentlich, was wir jeden Tag leisten?“ – Der Wunsch, in der täglichen Arbeit und im Engagement vor Ort durch die Kirchenleitung und die Öffentlichkeitsarbeit wahrgenommen zu werden, ist auf den Regionaltagen sehr deutlich benannt worden. Ebenso wurde eine verstärkte Serviceorientierung des EOKs gefordert und um hilfreiches Material im Intranet, um die Förderung von Innovation und um ein verbessertes Konfliktmanagement gebeten. Unter dem Titel „Haltung und Handeln des EOK“ sind die Maßnahmen zu diesen Aspekten gebündelt.

Wertschätzung und Serviceorientierung

Eine wertschätzende Grundhaltung im EOK ist sicher weiter zu stärken und auszubauen. Gerade in dem Transformationsprozess, in dem sich Kirche befindet, sind die Mitarbeitenden vor Ort das wertvolle Potential, auf das die Kir-

che bauen kann. Dies muss für die Mitarbeitenden immer wieder in Kommunikation und konkreter Unterstützung erfahrbar werden.

Im EOK wird es u.a. Schulungen geben für Mitarbeitende, in denen eine freundliche, lösungsorientierte Haltung weiter eingeübt wird. Anlassbezogene Schreiben und Bescheide werden persönlicher und verständlicher formuliert. Die Strukturen im EOK werden so aufgestellt, dass eine verlässliche Erreichbarkeit ausgebaut und die Bearbeitung Ihrer Anliegen zentraler geregelt wird. Im Personalreferat ist dazu das Pilot-Projekt „Zentrales Sekretariat“ gestartet worden. Grundsätzlich verbinden sich diese Anliegen mit dem Prozess der Neustruktur im gesamten EOK, der das vernetzte und stärker service-orientierte Arbeiten fördert.

Öffentlichkeitsarbeit und Service im Intranet

Die Gestaltung der Homepage und des Ser-

vice-Angebots im Intranet werden aufgrund der Rückmeldungen aus den Berufsbildprozessen konsequent überarbeitet:

Das Zentrum für Kommunikation (ZfK) berät Kirchengemeinden und -bezirke rund um Fragen der Öffentlichkeits- und Pressearbeit. In der eigenen Öffentlichkeitsarbeit achtet die Landeskirche verstärkt auf Berichte aus den unterschiedlichen kirchlichen Arbeitsfeldern vor Ort.

Material wie Artikel für Gemeindebriefe, Informationen von breiterem Interesse sowie Formulare wird verstärkt und Nutzer*innenorientiert zur Verfügung gestellt. Vorlagen für Plakate, Flyer, Handzettel und Gemeindebriefe können abgerufen werden, ebenso Texte bzw. andere Formate zu übergreifenden kirchlichen Themen.

Die Neugestaltung des Internet-Auftritts der Landeskirche ist ein wichtiger Schritt, um in diesem Bereich attraktiver und nutzerfreundlicher zu werden. Daran wird intensiv gearbeitet.

Umgang mit Konflikten

In der Landeskirche gibt es unterschiedliche Personen und Instrumente, die in Konfliktfällen vor Ort einbezogen werden können: Dekanate und Prälaturen, die Gemeindeberatung, das Zentrum für Seelsorge, Personen im Personalreferat und weitere Anlaufstellen. Jedoch gibt es kein durchgängiges Konzept des Konfliktmanagements oder eine zentrale Anlaufstelle. Eine Arbeitsgruppe bearbeitet dieses Anliegen weiter: In der Diskussion sind u.a. Fortbildungen für alle Personen in Leitungsfunktionen, eine zentrale Clearing- oder Anlaufstelle, ein Pool von Mediator*innen und speziellen Konfliktberater*innen. Konkret wird die Geschäftsstelle der GBOE zunächst eine Liste mit

Mediator*innen zusammenstellen, die in akuten Konfliktsituationen gezielt angefragt werden können.

Innovationen fördern

Die Badische Landeskirche hält innovative Ansätze kirchlicher Arbeit in den Gemeinden und darüber hinaus auch weiterhin für dringend notwendig und zukunftsweisend! Dazu braucht es eine aktive Innovations-Förderung, auch wenn künftig weniger Mittel aus Kirchensteuern zur Verfügung stehen. Die bereits bestehenden Instrumente wie Kirchenkompass-Fonds, Sorgende Gemeinde oder die Bonuszuweisung im Rahmen des Fundraising werden ausgebaut. In allen Bereichen geht es nicht nur um Geld, sondern auch um Beratung und Unterstützung im Projektmanagement. Der EOK wird die verschiedenen Initiativen koordinieren und den Transfer von Erfahrungen und Wissen so ermöglichen.

Für die Arbeit vor Ort, für die klassischen Arbeitsfelder und noch mehr für neue, experimentelle Arbeit braucht es Unterstützung durch die Kirchenleitung. Insgesamt wird sich in einer neu zu denkenden Kirche die Rolle des EOK verändern. Der Schwerpunkt verschiebt sich von der „reinen“ Aufsichtsbehörde hin zu einer verstärkten Unterstützung der Arbeit vor Ort (die sowohl in klaren Maßgaben wie auch in der Bereitstellung fachlicher Expertise bestehen kann), der Vernetzung der unterschiedlichen Arbeitsfelder und Perspektiven.

Cornelia Weber, Daniel Völker

Religionsunterricht und Schule

Maßnahmen und Überlegungen zum Regeldeputat von Pfarrer*innen und Gemeindediakon*innen



Viele spannende Gespräche zum Regeldeputat im Religionsunterricht gab es während des Abschlusstags zum Pfarrbildprozess in Karlsruhe am RU-Stand. Schuldekaninnen und Schuldekane standen mit dem Fachpersonal aus Referat 4 Rede und Antwort. Immer wieder wurde seitens der Pfarrerinnen und Pfarrer, der Diakoninnen und Diakone betont, welche Bedeutung der Religionsunterricht für ihre Arbeit in den Gemeinden hat und dass sie ihn als ein wichtiges Instrument verstehen, um Gemeindeaufbau zu betreiben und mit Kindern und Jugendlichen in Kontakt zu kommen. Zugleich wurde deutlich, dass der Religionsunterricht auch eine hohe Herausforderung für viele darstellt. Die Investition an Zeit und Mühen der Kolleginnen und Kollegen im Alltagsgeschäft der Gemeindefarbeit ist erheblich. Leider wird ihr Engagement an den Schulen von Ältestenkreisen und Ge-

meindegliedern nicht immer gesehen. So erscheint der Religionsunterricht manchen wie eine belastende Zusatzaufgabe, die neben all den anderen Arbeitsbereichen in der Gemeinde auch noch bewerkstelligt werden muss.

Dankbar und teilweise erstaunt zeigten sich etliche Personen, als sie in Gesprächen und durch ein Informationsschreiben auf Entlastungsmöglichkeiten vom Regeldeputat hingewiesen wurden. Alte und neue Maßnahmen und Hilfen werden darin komprimiert aufgeführt (Link zum Infoblatt: <https://www.eki-ba.de/html/media/dl.html?i=257463>).

Im Rahmen des Pfarrbildprozesses wurde an den Regelungen z. B. zur Ermäßigung des Regeldeputats, zur Delegation des Regeldeputats in Dienstgruppen, zum Urlaub außerhalb der Schulferienzeit, zur Entbindung vom Religionsunterricht gegen Gehaltsverzicht und

etlichen anderen Maßnahmen weitergearbeitet und diese wurden konkretisiert.

Kolleginnen und Kollegen fragten aber auch nach weiteren Unterstützungsmöglichkeiten, um effektiver ihren Unterricht vorbereiten und durchführen zu können. Dafür wird in Zukunft ein individuelles Coaching durch Fachkräfte z.B. des RPI angeboten. Weiter werden RU-Fortbildungen neu eingerichtet, die speziell auf die Bedürfnisse von Personen zugeschnitten sind, die überwiegend in der Gemeinde tätig sind.

Immer wieder wurde die Frage gestellt, ob das Regeldeputat grundsätzlich abgesenkt werden kann, z.B. für alle um zwei Wochenstunden oder generell auf 4 Wochenstunden. Vereinzelt wurde auch gefragt, ob man nicht ganz auf ein Regeldeputat verzichten könne. Eine Arbeitsgruppe wird sich mit diesen Fragen beschäftigen und darüber nachdenken, welche neuen Maßnahmen getroffen werden können, um weitere Entlastungen vom Regeldeputat vorzunehmen. Dies könnte etwa durch Veränderung der Gemeindegliederzahlen in Bezug auf die Regeldeputatsstunden und durch Festlegung weiterer Parameter geschehen, die bei der Bemessung der Unterrichtsstunden berücksichtigt werden sollen. Alle weiteren diesbezüglichen Vorschläge und Maßnahmen müssen dann in einer der kommenden Landessynoden diskutiert werden, denn die Landessynode zeichnet letztlich für Änderungen im Religionsunterrichtsgesetz verantwortlich.

Zum Rahmen, in dem die Arbeitsgruppe diskutiert hat, zum Schluss einige kurze Anmerkungen:

Ein einheitliches Regeldeputat von z.B. vier Wochenstunden, das die Unterschiede in Gemeindegrößen und Aufgabenbereichen der einzelnen Pfarrer*innen und Diakon*innen

vor Ort außer Acht lässt, scheint aus Gründen der Vergleichbarkeit und Gerechtigkeit wenig plausibel.

Das Regeldeputat gegen Übernahme anderer bezirklicher oder gemeindlicher Aufgaben komplett einzutauschen, wird auch in Zukunft nur sehr eingeschränkt möglich sein. Hierfür gibt es die Verfügungsstunden im Kirchenbezirk für die Übernahme umfassender bezirklicher Aufgaben wie Jugendarbeit, diakonische Arbeit, Notfallseelsorge u.a. Zugleich muss zukünftig stärker darauf geachtet werden, dass alle gemeindlichen Arbeitsbereiche zur Entlastung bei Bezirksaufgaben herangezogen werden, also z.B. auch Gottesdienste und Kasualien, nicht nur der RU.

Ein vollständiger Verzicht auf das Regeldeputat ist auch in Zukunft nicht denkbar. Die Landeskirche ist gegenüber dem Land verpflichtet, das sogenannte badische Drittel (33%) des Religionsunterrichts an Grundschulen und Schulen der Sekundarstufe I auf eigene Kosten durchzuführen. Zudem gehört die religionspädagogische Bildung zu den Pflichtaufgaben und den großen Chancen der kirchlichen Arbeit. Zum flächendeckenden Erhalt des Religionsunterrichts ist daher der Einsatz von Pfarrer*innen und Gemeindediakon*innen an den Schulen auch weiterhin erforderlich. Gerade im ländlichen Bereich werden die Regeldeputate oft dringend gebraucht.

Immer wieder wurde im Pfarrbildprozess aber auch deutlich, dass sich Pfarrer*innen, die ganz im Religionsunterricht tätig sind, eine stärkere Wahrnehmung und Vernetzung ihrer Erfahrungen und Kompetenzen mit der kirchlichen Arbeit im Bezirk wünschen.

Sabine Jestadt, Andreas Obenauer

Sitz und Stimme in bezirklichen Gremien



„Ich finde es richtig gut, dass in der badischen Landeskirche darüber nachgedacht wird!“ So die Reaktion eines Kollegen am Marktstand „Sitz und Stimme in bezirklichen Gremien“, der aus einer anderen Gliedkirche in den badischen Gemeindepfarrdienst gewechselt hat. Seine Äußerung steht stellvertretend für andere Teilnehmende beim „Abschlussstag“ der Berufsbildprozesse, der auch bei diesem Thema eher einen Doppelpunkt darstellt: Sowohl im Pfarrbildprozess als auch im Berufsbildprozess der Diakon*innen wurde deutlich artikuliert, dass beide Berufsgruppen und alle Arbeitsfelder in einem Kirchenbezirk deutlicher miteinander vernetzt werden sollten, um von den unterschiedlichen Erfahrungen und Kompetenzen zu profitieren. Ebenso sollten die Berufsgruppen und Arbeitsfelder auch verlässlich in den Leitungsgremien vertreten sein. Bisher ist das in den Bezirken

meist nicht gewährleistet. Die Erfahrungen aus den beiden Berufsbildprozessen zeigen jedoch gerade den Mehrwert der Vernetzung der beiden Berufsgruppen mit ihren unterschiedlichen Profilen und des gemeinsamen Nachdenkens über die Zukunft unserer Kirche, an dem die unterschiedlichen Perspektiven der verschiedenen Arbeitsfelder mit einbezogen werden.

„Die Evangelische Landeskirche in Baden baut sich von ihren Gemeinden her auf.“ (GO, Art. 5). Gemeint sind die Pfarrgemeinden, die im Regelfall mit ihren Pfarrer*innen in bezirklichen und weitergehend in landeskirchlichen Gremien präsent sind. Andere kirchliche Gemeinden und Orte sowie Diakon*innen sind nur in wenigen Fällen vertreten. Bei den Entscheidungen zur künftigen Ausrichtung von Kirche, zu Ressourcensteuerung, Haushalt oder Bezirksstellenplanung, sind die verschiedenen Arbeitsfelder und die Be-

rufsgruppen sehr ungleich repräsentiert. Zwar sieht das Leitungs- und Wahlgesetz alternative Möglichkeiten zur Zusammensetzung von Bezirkssynoden vor. Pfarrer*innen aus nichtgemeindlichen Arbeitsfeldern können für Leitungsämtler kandidieren (BKR/SKR, Dekanatsstellvertretung, Landessynode). Und Bezirks- und Stadtsynoden können Personen aus verschiedenen Arbeitsfeldern und Berufsgruppen berufen. Dies hat allerdings enge Grenzen: Der Anteil der berufenen Mitglieder darf nicht höher sein als ein Drittel der gewählten Synodalen. Und die Anzahl der ordinierten Mitglieder darf die der nichtordinierten nicht übersteigen. Per Rechtsverordnung sind jedoch weitergehende Modelle möglich. So regelt der Kirchenbezirk Villingen, dass alle Arbeitsfelder mit Sitz und Stimme in der Synode vertreten sind. Das „Villinger Modell“ ist daher zur Nachahmung empfohlen (eingestellt in der Dokumentation im Intranet).

Die Änderungen sollen jedoch auch rechtlich weitergehen, so ein Ergebnis der beiden Berufsbildprozesse. Eine Änderung des Leitungs- und Wahlgesetzes sowie die Grundordnung soll rechtzeitig vor der nächsten Legislaturperiode der Landessynode geprüft werden. Ziel ist eine paritätische Vertretung sowohl der verschiedenen Arbeitsfelder als auch der beiden geistlichen Berufsgruppen in den Bezirks- und Stadtsynoden. Und – nach einem Wunsch am Marktstand – auch in den Bezirks- und Stadtkirchenräten.

Sabine Kast-Streib

Verbindliche Zusammenarbeit in Arbeitsfeldern und Dienstgruppen



Im Pfarrbildprozess sind selbstverständlich Pfarrer*innen aus allen kirchlichen und diakonischen Arbeitsfeldern angesprochen und einbezogen, Gemeindepfarrer*innen und jene, die hauptsächlich oder teilweise in anderen „Gemeinden“ Dienst tun: in Krankenhaus, Rehaklinik, Schule und Altenheim, im Gefängnis, in der Studierendengemeinde, in Diakonischen Einrichtungen, in Erwachsenenbildung, Beratungsstelle oder Telefonseelsorge. Auch die Pfarrer*innen im EOK und landeskirchlichen Einrichtungen hatten ihren Regionaltag mit systemischer Schleife.

Der Prozess lässt uns das „Selbstverständliche“ einüben und lehrt uns, mehr auf das Gemeinsame zu schauen: Wie können wir mit-

einander Kirche gestalten? Wie nimmt die Gemeindepfarrerin den Krankenhauspfarrer wahr und umgekehrt? Was haben der Pfarrer im Gefängnis und in der Schule gemeinsam, außer der Berufsbezeichnung? Wie können Pfarrer*innen die Verschiedenheit ihrer Arbeitsfelder sehen und wertschätzen und dabei die Gemeinsamkeiten in Beruf und Auftrag entdecken? Die Regionaltage boten Möglichkeiten zu solchen (Wieder-)Entdeckungen und halfen, unterschiedliche Arbeits- und Themenfelder weiter zu vernetzen – im Rahmen einer übergreifenden Perspektive auf die „eine Kirche an vielen Orten“.

Um eine vernetzte Kirche zu erhalten und zu erneuern, müssen wir voneinander wissen. Nur so können wir aufeinander verweisen

und von der fachlichen Kompetenz der jeweils anderen profitieren, um bestmöglich für Menschen da zu sein. Was da alles möglich ist, sehen wir in der „Corona-Krise“, in der sich schnell und kollegial Teams von Kolleg*innen aus ganz verschiedenen Arbeitsfeldern z.B. für Seelsorgetelefone und auch zur Sterbebegleitung in Kliniken bildeten.

Die Zusammenarbeit kann strukturell auf verschiedene Weisen organisiert werden: Aufträge zur Kooperation können in Ausschreibungen, Dienstanweisungen und Dienstplänen festgeschrieben und inhaltlich definiert werden. Eine feste Form der kollegialen Zusammenarbeit ist die Dienstgruppe. Dadurch können Entlastung und Synergieeffekte geschaffen und Arbeitsfelder produktiv vernetzt werden. Hier weitet sich der Blick in Richtung der Berufsgruppe der Diakon*innen, mit der Pfarrer*innen an vielen Orten und in vielen Bereichen schon gut zusammenarbeiten.

„Das Thema Dienstgruppen betrifft uns Pfarrer*innen doch genauso wie euch Diakone!“ antwortete am Marktstand eine Pfarrerin einer Diakonin, als diese ihr berichtete, dass dies eines der Schwerpunktthemen im Berufsbildprozess der Gemeindediakon*innen gewesen sei. Sie arbeitet in einer Kirchengemeinde mit einer Gemeindediakonin zusammen und erzählte, sie sei über die Zusammenarbeit mit der Kollegin und für die Möglichkeiten, die das Konstrukt der Dienstgruppe für die Zusammenarbeit bieten, sehr dankbar. Dienstgruppen bergen – auf gemeindlicher Ebene ebenso wie auf überparochialer Ebene – viele Chancen: Die Kräfte der hauptamtlich Tätigen vor Ort werden gebündelt, sie können gezielter eingesetzt und Synergieeffekte genutzt werden. Aufgaben innerhalb der Dienstgruppe lassen sich flexi-

bel nach Interesse und gabenorientiert aufteilen. Gelingende Zusammenarbeit erhöht die Arbeitsmotivation. Es ist möglich, Verantwortung zu teilen, z.B. durch Aufteilung der Geschäftsführungsaufgaben oder zeitlich begrenzte Übernahme von Leitungsaufgaben. So kann auf Bedarfe vor Ort ebenso reagiert werden wie auf veränderte Wünsche und Lebenssituationen der Mitarbeitenden.

Die oben erwähnte Gesprächspartnerin sah und benannte aber auch das Konfliktpotential, das in Dienstgruppen liegen kann, nicht zuletzt mit Blick auf die zwei Berufsgruppen „Pfarrer*in“ und „Diakon*in“. Diese haben unterschiedliche Anstellungsverhältnisse mit je verschiedenen Rechten und Pflichten: Die Residenzpflicht und fehlende Arbeitszeitregelung bei Pfarrer*innen, unterschiedliche Eingruppierungen beider Berufsgruppen, die Ämterfrage – diese und andere Fragen machen eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe immer wieder zu einer Herausforderung. Wie mit dieser gut umgegangen werden kann, war Thema in vielen Gesprächen. Betont wurde, wie wichtig eine offene Kommunikation über die strukturell bedingten Herausforderungen ist, in der die je eigenen Stärken und Gaben beider Berufsgruppen und ihrer Vertreter*innen vor Ort wertschätzend in den Blick genommen werden.

Sabine Kast-Streib, Gabi Groß, Lucius Kratzert

Einblicke in den Berufsbildprozess der Gemeindediakon*innen



1. Grundsätzliche Überlegungen

Der Berufsbildprozess der Gemeindediakon*innen fand zeitlich parallel zum Pfarrbildprozess statt. Auch hier war die gesamte Berufsgruppe eingeladen, sich am Prozess zu beteiligen:

- Gemeindediakon*innen sind in der Ekiba eingesetzt in
- Gemeinden und überparochialen Dienstgruppen (170 Personen)
- im Religionsunterricht (140 Personen (unter- und überhäftig))
- Bezirksjugendreferent*innen und Landesjugendreferent*in (40 Personen)
- besonderen Arbeitsfeldern, so z.B. in der

Seelsorge, in der Bildungsarbeit, in der Leitung von Projekten oder Einrichtungen (40 Personen).

Ziel des Prozesses war es, ein alle Arbeitsfelder überspannendes Berufsbild zu entwickeln, das die Identität der profiliert ausgebildeten Berufsgruppe stärkt und den spezifischen Beitrag am Auftrag der Kirche beschreibt. Angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen und der Veränderungen der Rahmenbedingungen für den Einsatz der Gemeindediakon*innen war außerdem eine Standortbestimmung für die Berufsgruppe notwendig, um auch für neue Mitarbeitende attraktiv zu sein.

Ausgehend von der gemeinsamen Tagung der Gemeindediakon*innen im März 2018 wurden konkrete Anregungen und Fragestellungen erarbeitet, die das Gerüst für die inhaltliche Arbeit des weiteren Prozesses bildeten:

- Welchen Beitrag leistet die Berufsgruppe der Gemeindediakon*innen in Kirche und Gesellschaft?
- Welches Selbstverständnis leitet die Berufsgruppe dabei?
- Was trägt zur Profilschärfung mit Blick auf den Einsatz der Berufsgruppe in Dienstgruppen bei?
- Wie lässt sich die Einheit der Berufsgruppe in unterschiedlichen Handlungsfeldern nach außen darstellen?
- Trägt die Berufsbezeichnung „Gemeindediakon*in“ oder kann eine neue Berufsbezeichnung die Identifikation und die Erkennbarkeit der Berufsgruppe stärken?
- Welche konkreten Maßnahmen und Veränderungen können zu einer Steigerung der Motivation führen?
- Welche Auswirkungen haben die Veränderungen der Rahmenbedingungen auf die Motivation der Berufsgruppe?
- Welche Personalentwicklungsmaßnahmen unterstützen Gemeindediakon*innen in ihrer biographischen Entwicklung?

2. Ablauf und Struktur des Prozesses

Ausgehend von dem Ziel der Stärkung der Identität als eine Berufsgruppe bestand die Herausforderung darin, die gesamte Berufsgruppe an der inhaltlichen Arbeit zu beteiligen. Die bisherigen Bezirkskonvente wurden so erweitert, dass sich in diesen Konventen die Gemeindediakon*innen aus allen Handlungsfeldern innerhalb eines Kirchenbezirks zusammenfanden.

Das Lenkungsteam, das sich aus Vertreter*innen aller Handlungsfelder zusammensetzte, hatte die Vernetzungs- und Koordinationsaufgabe. Es bündelte die inhaltlichen Fragestellungen, gab diese zur Bearbeitung in die Bezirkskonvente und fasste die Rückmeldungen zusammen.

Der eigens gebildete Beirat (Vertreter*innen der Einsatzstellen) und zwei Fokusgruppen (neben- und ehrenamtlichen Vertreter*innen der Arbeitsbereiche) gaben wichtige Impulse. Der Leitungskreis bildete die Klammer zwischen Kirchenleitung und den beiden Berufsbildprozessen.

3. Themenkreise und Ergebnisse

Bei der Auswertung der Statements der Bezirkskonvente und der Impulse aus dem Beirat und den Fokusgruppen haben sich vier zentrale Themenfelder für die Weiterentwicklung des Berufsprofils herauskristallisiert:

a. Profil schärfen

Als ein geeignetes Instrument zur Profilierung der Berufsgruppe der Gemeindediakon*innen wird die Entwicklung eines Leitbildes angesehen. Die Bezirkskonvente haben zu diesem Thema vielfältige Ideen formuliert. Der Kern des Leitbildes besteht in der Zusammenführung theologischer und religionspädagogischer Angebote mit pädagogischen Bildungsprozessen unter Einbeziehung sozialarbeiterischer und sozialraumorientierter Methoden und Kompetenzen. Ein ausformuliertes Leitbild soll auch zur Werbung für den Beruf genutzt werden.

b. Berufsbezeichnung:

Ein neuer Name für die Berufsgruppe

Der Einstieg in die Diskussion über einen neuen Namen für die Berufsgruppe erfolgte auf

der Jahresfortbildung der Gemeindediakon*innen 2019. Dabei standen vier Möglichkeiten zur Diskussion:

- Gemeindediakon/Gemeindediakonin
- Gemeindepädagoge/Gemindepädagogin
- Religionspädagoge/Religionspädagogin
- Diakon/ Diakonin

Auf der Jahresfortbildung wurde schnell deutlich, dass die Berufsbezeichnung „Diakon/ Diakonin“ favorisiert wird. Als eines der ersten Ergebnisse des Berufsbildprozesses hat das Lenkungsteam dem EOK empfohlen, die Berufsbezeichnung zu ändern. Eine Gesetzesvorlage, die die neue Berufsbezeichnung „Diakonin/Diakon mit Funktionsbezeichnung“ („im Schuldienst“, „in der Gemeinde“, „im Kinder- und Jugendwerk“, „in der Seelsorge“) vorsieht, wurde auf den Weg gebracht.

c. Personalentwicklung und biographische Begleitung

Einen eindeutigen Schwerpunkt hat die Berufsgruppe auf den Aspekt der Personalentwicklung gelegt. Es besteht der einhellige Wunsch, dass die Landeskirche eine systematische und kohärente Konzeption zur Personalentwicklung der Berufsgruppe erstellt, die Qualifizierungs- und Aufstiegsmöglichkeiten für Gemeindediakon*innen beschreibt.

d. Strukturen und Beteiligung

Dienstgruppen: Vorschläge zur Qualitätssicherung: Die bestehenden Dienstgruppen werden als Struktur der Zusammenarbeit von der Berufsgruppe sehr positiv bewertet: Die jeweiligen Arbeitsbereiche heben sich voneinander ab, die Selbstständigkeit der Mitglieder der Dienstgruppen wird gefördert, sie führen zu klaren Zuständigkeiten, es entwickelt sich ein Teambewusstsein und die Ältes-

tenkreise bzw. Leitungsgremien erhalten auf diese Weise einen guten Einblick in die jeweiligen Arbeitsbereiche.

Dennoch sehen die Bezirkskonvente sowohl Möglichkeiten als auch Bedarf der Optimierung, die letzten Endes auf eine Qualitätssteigerung hinauslaufen:

Externe Begleitung am Anfang: Wenn Dienstgruppen sich neu konstituieren bzw. bei personellen Veränderungen wird empfohlen, dass die Landeskirche die Möglichkeit bietet, sich eine externe Begleitung zum Start zu holen (z.B. durch Gemeindeberatung). Dies ist vor allem sinnvoll, wenn Arbeitszuschnitte und Zuständigkeiten neu auszuhandeln sind.

Dienstgruppenplan: Die Dienstgruppenpläne sollen verbindlich von den vorgesetzten Stellen eingefordert werden.

Überparochiale (regionale bzw. fachspezifische) Dienstgruppen: Die grundsätzlich positiven Erfahrungen mit den Dienstgruppen führen schließlich zur Anregung, Dienstgruppen auch auf regionaler Ebene wie auch unter fachspezifischen Gesichtspunkten einzurichten (z.B. Schule, Jugendreferent*innen). Die „Rechtsverordnung zur Zusammenarbeit in Dienstgruppen“ sieht genau dies vor (§ 4). Von dieser Möglichkeit sollte verstärkt Gebrauch gemacht werden. Es wird außerdem angeregt, Dienstgruppen auch auf Bezirksebene und landeskirchlicher Ebene zu entwickeln.

Stimmrecht in Bezirksgremien: Es ist ein großes Anliegen, dass die Berufsgruppe grundsätzlich Sitz und Stimme in den Stadt- bzw. Bezirkssynoden erhält. Ebenso sollte eine Vertretung der Mitglieder der Berufsgruppe eines Kirchenbezirks im Bezirkskirchenrat geprüft werden.

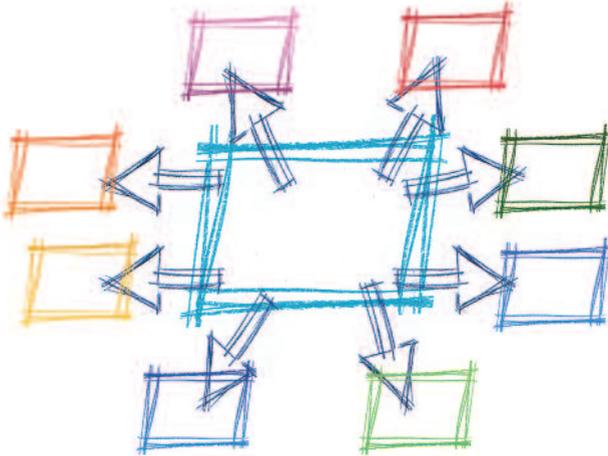
4. Aktionsplan zur Umsetzung der Themenkreise

Das Lenkungsteam hat die Ergebnisse des bisherigen Berufsbildprozesses zu den einzelnen Themenkreisen systematisiert, zusammengestellt, priorisiert und konkrete Anregungen zur Umsetzung vorgelegt. Die Umsetzung der Anregungen durch den Berufsbildprozess wird durch eine Begleitgruppe und den Landeskonzent begleitet. Weitere Arbeitsgruppen beispielsweise zur Entwicklung eines Leitbildes werden folgen.

Weitere Informationen zum Berufsbildprozess der Gemeindediakon*innen finden Sie unter: www.ekiba.de/Berufsbildprozess-Gemeindediakon*innen

Werner Volkert

KircheWeiterDenken



Der Pfarrbildprozess war ein Anfang, als Berufsbildprozess konnte er es aber nicht leisten, ein zukunftsfähiges Kirchenbild ausreichend zu diskutieren. In den systemischen Schleifen der beiden Berufsbildprozesse wurde dies immer wieder thematisiert. Ein konzentriertes, gemeinsames Nachdenken über das, was Evangelische Kirche sein kann und soll im 21. Jahrhundert – das steht noch aus. Unter der Überschrift KircheWeiterDenken soll in der kommenden Zeit weiter nachgedacht und diskutiert werden. Die folgenden Abschnitte sind als erste Schritte auf diesem Weg gedacht.

KircheWeiterDenken - über die Parochie hinaus

Die Ortsgemeinde schenkt Heimat und Verbundenheit und sie wurde auch im Pfarrbildprozess immer wieder in den Mittelpunkt gestellt. Aber diese eine Form von Kirche spricht nicht mehr alle Menschen an. Welche Formen der Gemeinschaft und des geteilten Glaubens brauchen wir noch? Und wie kann das geleistet

werden? Auch die deutlichere Vernetzung der unterschiedlichen kirchlichen Aufgabenfelder und kirchlichen Orte wurde immer wieder eingefordert. In den letzten Jahren gab es viele Anfänge in unterschiedlichen Formen der Zusammenarbeit. Hier gilt es weiter zu denken – hin zu einer gabenorientierten, profilierten Arbeit, die dabei die Beheimatung von Menschen nicht aus dem Blick verliert. Ein Beispiel: Gottesdienstpläne in Regionen, die unterschiedliche Zeiten, unterschiedliche Gottesdienstformen und Zielgruppen berücksichtigen. Auch Schulgottesdienste und Gottesdienste in Einrichtungen und Krankenhäusern werden in dieses regionale Konzept aufgenommen. So könnte Kirche den Kreis der Adressat*innen weiter stecken, ohne dass einzelnen Hauptamtlichen immer mehr abverlangt wird.

KircheWeiterDenken - in neue Räume hinein

Kirche an anderen Orten: präsent sein in den Elternabenden unserer Kitas, in den Kassenzimmern, Kollegien und Projekttagen der Schulen. Wach und sensibel teilnehmen an den

öffentlichen Diskursen. Dorthin gehen, wo die Menschen sind, für die wir eine Botschaft haben, in Verkündigung, Bildung und Diakonie. Auch dafür haben sich Kolleg*innen im Pfarrbildprozess stark gemacht.

Kirche für das Dorf, den Stadtteil, die Nachbarschaft: Gemeinwesen-Arbeit kann eine der Perspektiven sein, die Kirche wieder neu mit den Menschen und ihrem Auftrag verbindet. Die Arbeit in diesen Sozialräumen wird in einem Zusammenspiel unterschiedlicher Partner geschehen, der Diakonie, den Kommunen, Vereinen und Initiativen. Dabei geht es um gemeinsame Gestaltung des Lebensraums, um ein uneigennütziges Handeln der Kirche. Auch wenn es nicht mehr Taufen, mehr Spenden, mehr Gottesdienstbesucher*innen gibt, kann solche Arbeit gelebtes Evangelium sein.

Und natürlich die virtuellen Räume, in die Kirche weiter gedacht werden kann, das Internet und die Sozialen Netzwerke. Sie sind Lebensraum für viele Menschen. Wie kann und soll Kirche in diesen Räumen präsent sein, mit ansprechenden, professionellen Angeboten? Die aktuelle Entwicklung hat gezeigt, dass es hier ein großes Potential gibt bei den Mitarbeitenden und bei den Adressat*innen.

KircheWeiterDenken - Kooperationen suchen

Kirche wird sich weiter vernetzen. Trotz mancher Schwierigkeiten sollte weiter jede sich bietende Gelegenheit zur Zusammenarbeit mit der Katholischen Kirche genutzt werden. Und Ökumene ist mehr, an manchen Orten wachsen Verbindungen zu christlichen Freikirchen und im interreligiösen Dialog. Darüber hinaus aber werden wir auch verstärkt auf weitere Partner zugehen müssen und auch können: die gemeinsame Nutzung von Gebäuden mit der Kommune, die diakonische Einrichtung im Gemeindehaus, die

Nachmittagsbetreuung von Schüler*innen in kirchlicher Trägerschaft, das Angebot der kirchlichen Erwachsenenbildung im Programm der Volkshochschule. Gerade in solchen Kooperationen gewinnt Kirche an Profil.

KircheWeiterDenken - nicht ohne theologische Basis

Natürlich wird Kirche auch theologisch weiter zu denken sein, braucht es die immer neue Reflexion des biblischen Zeugnisses in seiner Weite und Tiefe. Ein Ausgangspunkt ist sicher der Taufauftrag: Gehet hin in alle Welt! Für uns heute könnte das heißen: Geht hin in alle Lebenswelten, dorthin, wo sich die Menschen unserer Zeit bewegen. Begnügt euch nicht mit der kirchlichen Binnenwelt, sondern denkt Kirche weiter, eröffnet neue Horizonte für das Evangelium. Und es wird die bleibende Aufgabe von Kirche sein, in ganz unterschiedlichem Tun auf Christus hinzuweisen. Kirche geschieht da, wo die Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen erfahrbar wird, für uns und für andere.

KircheWeiterDenken

Es wird neue Räume und Formate brauchen, um gemeinsam Kirche weiter zu denken.

In der Corona-Krise ist aber genau das schon geschehen: Es wurde weiter gedacht und Neues ausprobiert, neue Herausforderungen angenommen und kreativ darauf reagiert. Das kann die Richtung sein, die Kirche jetzt einschlagen sollte: weiter zu denken, über die bekannten Räume und eingeübten Formen hinaus. Weiter denken, wie eine Kirche ihren Auftrag leben kann und auch die jüngeren Generationen wieder erreicht. Und ins Handeln zu kommen, auch spontan, experimentell, im Vertrauen darauf, dass Gottes Geist seine Kirche lebendig macht.

Daniel Völker

„Kirche im Umbruch“

Erkenntnisse aus dem Pfarrbildprozess - angesichts der Corona-Krise reflektiert



Fotos: Ulji Naeffken

Liebe Kolleginnen und Kollegen, vor gut zwei Jahren (im Mai 2018) haben wir den Pfarrbildprozess mit dem ersten Regionaltag (damals in Freiburg) eröffnet. In diesen zwei Jahren haben wir viel von Ihnen gehört – von Ihrer Freude an Ihrem Beruf und den damit verbundenen Sternstunden, aber eben auch von dem, worunter Sie leiden und wo Sie sich Veränderungen erhoffen. Sie haben uns ermahnt, die konkrete Berufssituation deutlich in den Blick zu nehmen und die Rahmenbedingungen so zu verändern, dass Sie wieder (mehr) Pfarrer*in sein können.

Zugleich forderten viele von Ihnen immer wieder ein, nicht stehen zu bleiben, sondern konzentriert darüber nachzudenken, wie ein

zukunftsfähiges Pfarr- und Kirchenbild aussehen kann.

Ganz unterschiedliche Anregungen, Einwürfe bzw. Fragen kamen hierzu auch aus den Konsultationen, die die Regionaltage und die Konvente der Systemischen Schleife ergänzten und die sowohl Außenperspektiven auf den Pfarrberuf eingespielt als auch einzelne Fragestellungen vertieft bearbeitet haben (zu finden in meinekiba.net/Themen/Personal/Berufsbildprozesse).

Wenn wir nun – Ende April – diesen Brief an Sie schreiben, stehen wir unter dem Eindruck der Corona-Pandemie und mitten in der Frage, wie sich kirchliches Leben angesichts der Kontaktbeschränkungen und dem Gebot, Leben und Gesundheit zu schützen, gestalten lässt.

1. Konzentration auf das Wesentliche

Durch die Corona-Pandemie hat sich die Situation im Pfarrdienst in allen Aufgabenfeldern völlig verändert. Diese Herausforderung sind Sie vor Ort konzentriert, kreativ und auch mutig angegangen:

In kurzer Zeit und im kollegialen Austausch haben Sie Formate entwickelt, wie auch unter Bedingungen des Kontaktverbots Kirche nah bei den Menschen ist:

- Sie haben telefonische Besuchsdienste eingerichtet und bieten verlässliche Seelsorgezeiten an.
- Sie stellen Andachten und Gottesdienste ins Netz und erreichen so sicherlich auch neue Zielgruppen.
- Sie organisieren sich z. B. im Erarbeiten von Gottesdienstkonzepten regional und achten dadurch auch darauf, wie Sie Ihre Kräfte bündeln und sich wechselseitig entlasten können.
- Sie engagieren sich vor Ort in kommunalen Netzwerken, die für Menschen in Isolation Einkäufe übernehmen und mit ihnen Kontakt halten.
- Sie begleiten Ihre Schüler*innen digital und halten mit ihnen Kontakt.
- Sie haben in Krankenhäusern und Einrichtungen Wege gefunden, die seelsorgliche Begleitung von Patienten, Bewohnerinnen und Personal in dieser schwierigen Situation zu verstärken.
- Sie bringen in Predigten in Gottesdiensten und durch geistliche Worte in Medien die Situation der Partnerkirchen und der Menschen in den Flüchtlingscamps in den öffentlichen Diskurs ein.
- Sie beteiligen sich an der Diskussion um die Einbeziehung der vulnerablen Gruppen in die Überlegungen zu möglichen Lockerungen im Lockdown.

Auch wenn wir heute noch nicht bei einer Auswertung dieser besonderen Krisen-Situation angelangt sind, so zeigt sich für uns in Bezug auf den Pfarrberuf doch gerade jetzt Vieles, was im Pfarrbildprozess angelegt und gefordert war:

- Sie arbeiten konzentriert theologisch, um z. B. die Botschaft von Ostern in diese Zeit hineinzusprechen.
- Sie konzentrieren sich auf das, was Pfarrer*innen gut können und wofür wir ausgebildet sind: Seelsorge, Gottesdienste, generationsübergreifende und religionspädagogische Angebote.
- Sie vernetzen sich vor Ort und übernehmen Mitverantwortung für die Gesellschaft.
- Sie gestalten kirchliche Dienste wie Beerdigungsfeiern unter schwierigen Bedingungen.
- Sie nutzen digitale und öffentliche Medien, um Menschen zu erreichen und sie in die Kommunikation des Evangeliums mit hineinzunehmen.
- Sie sind innovativ und kreativ unterwegs und zeigen damit: Kirche kann sich verändern und geht konstruktiv mit neuen Herausforderungen um.

2. „Lessons learned“ - was lernt der EOK aus dem Pfarrbildprozess?

Sie haben uns bei den Regionaltagen, in den Systemischen Schleifen und in unterschiedlichen Konsultationen gebeten, manchmal auch ermahnt, die Arbeit des EOKs stärker auf die Unterstützung und Förderung Ihrer Arbeit vor Ort hin auszurichten. Sie haben uns rückgemeldet, wie wichtig es Ihnen ist, dass wir direkt mit Ihnen ins Gespräch gehen, hinzuhören, Ihre Anliegen mitnehmen, Fragen der Zukunft gemeinsam durchdenken. Sie haben uns gebeten, die Arbeit der einzelnen Referate im EOK auch nach außen hin erkennbar stärker

zu vernetzen und gleichzeitig z.B. die Homepage so aufzubauen, dass durch das Bereitstellen von wichtigen Informationen und hilfreichen Materialien eine bewusste Servicehaltung des EOKs sichtbar wird.

Die Gespräche mit Ihnen und die klare Formulierung Ihrer Anliegen haben uns jetzt in der Corona-Krise sehr geholfen, uns zu überlegen, wie wir Sie in dieser schwierigen Zeit in Ihrer Arbeit vor Ort unterstützen können. Wir bemühen uns, Sie regelmäßig und zuverlässig mit wichtigen Informationen zu versorgen. Die Fachbereiche des EOKs stellen Ihnen über die Homepage Handreichungen zur Verfügung, an denen Sie sich für die Ausgestaltung der eigenen Arbeit orientieren können. Über www.ekiba.de/Kirchebegleitet können Sie Ihre eigenen Ideen anderen zur Verfügung stellen und sich so kollegial vernetzen und unterstützen.

Wir erleben auch, wie Sie sich verstärkt direkt an uns wenden und uns Ihre Fragen stellen, uns kritische oder auch zustimmende Resonanz geben.

Diese beispielhaft dargestellten Aspekte wurden u. E. durch die beiden Berufsbildprozesse ins Blickfeld gehoben und gestärkt; jetzt in der Krise zeigt sich bereits, dass und wie sie zum Tragen kommen können.

Wir nehmen diese Ausrichtung mit; nun wird es im Weiteren darum gehen, – neben der Weiterarbeit an den konkreten Maßnahmen – die service- und support-orientierte Grundhaltung im EOK weiter auszubauen und den wechselseitigen Austausch zwischen Ihnen und den Gemeinden, kirchlichen Orten, Bezirken und dem EOK als Grundprinzip der Zusammenarbeit zu stabilisieren.

Die große Aufgabe, Kirche zukunftsfähig zu gestalten, können und wollen wir nur gemeinsam angehen. Die Erfahrungen, die wir jetzt in der Zeit der Corona-Epidemie mit der Ausgestaltung kirchlicher Arbeit machen, werden in diese Überlegungen einfließen und uns im weiteren Nachdenken grundlegend begleiten. Dabei geht es um konkrete Arbeitsformen, aber auch um grundsätzliche Überlegungen zur Aufgabe und Chance kirchlicher Arbeit. Deshalb:

3. Evangelische Kirche und pastorale Arbeit in der Corona-Krise

Die Krise spitzt zu, deckt Schwächen, Stärken und Grundfragen auf und erfordert deutliche Reaktionen auf Fragen wie: Was erwarten Menschen in dieser Krise von ihrem evangelischen Glauben? Was ist mir als einem beruflich in der Kirche Tätigen, was ist den Menschen wichtig, die mit mir zusammen das Bild von evangelischer Kirche vor Ort prägen?

3.1. Evangelische Kirche ist Kirche der Freiheit

Evangelische Freiheit zeigt sich auch in den vielfältigen Reaktionen auf das Ende der „normalen“ Kommunikationswege: Für die einen ist es eine Befreiung, endlich die neuen Wege auszuprobieren, denen sie schon lange viel zugetraut haben; für die anderen ein Moment, um einmal innezuhalten und sich neu zu sortieren. Einige von Ihnen weben an ihrem Ort in Schule, Gemeinde oder Klinik verstärkt am diakonisch-seelsorglichen Netz, andere konzentrieren sich auf das, was ihnen besonders am Herzen liegt: Telefonieren, über den Gartenzaun fragen, wie es geht, Mails verschicken, Briefe und Karten schreiben.

Diese Freiheit bildet sich im Dienst der beruflich Tätigen in besonderer Weise ab. Auch



wenn die für unseren Protestantismus so wichtigen Gremien nicht wie gewohnt tagen können und die Absprachen eher informell geschehen; den Personen „im Amt“ wird zugetraut, dass sie selbstständig ihren Dienst so füllen, dass der Glaube unter die Leute kommt.

In diesem Zutrauen steckt zugleich eine große Zumutung! Wer sich in der evangelischen Kirche engagiert, übernimmt gerade in solch unübersichtlichen Konstellationen wie dieser Krise Verantwortung in einem Viereck zwischen konzentrierter geistlich-theologischer Orientierung und persönlicher Überzeugung, Wahrnehmung der Großwetterlage und der spezifischen Situation vor Ort. Vorgaben der Landeskirche und des Bezirks erweisen sich dann als hilfreich, wenn sie theologisch nachvollziehbar begründet und ausbalanciert sind mit der Freiheit, sie vor Ort ausgestalten und in der lokalen bzw. regionalen Öffentlichkeit gut vertreten zu können.

3.2. Evangelische Kirche ist Kirche in der Zeit

Evangelische Kirche nimmt die Bewegung Gottes in die Welt auf, die in Christus Gestalt gewinnt. Sie will nicht für sich bleiben oder einen abgeordneten heilen Raum in einer sonst schlechten Wirklichkeit pflegen, sondern geht hin zu den Menschen und stellt sich den aktuellen Herausforderungen. Wie 2015/2016, als viele Menschen nach Deutschland flohen, ist auch angesichts von Corona öffentlich deutlich geworden: Wir übernehmen in dieser Situation aus Überzeugung und mit guten theologischen Gründen Verantwortung für das Gemeinwesen und insbesondere für die Schwachen. Wir verteidigen nicht zuerst eigene (partikuläre) Interessen, sondern hören, was dran ist; wir fragen die Fachleute; wir wollen unseren Glauben für und mit anderen leben. Wir freuen uns an neuen Erfahrungen, auch wenn wir noch nicht so genau wissen, wie stabil sie sind und wohin sie uns führen.

Wir haben in den letzten Wochen kraftvoll und oft überraschend erlebt, wie die drängende und bewegende Liebe Christi auf allen Ebenen und in vielfältigen Form(at)en Gestalt gewonnen hat. Das ist von vielen dankbar aufgenommen worden. Es hat aber auch wieder zu den typischen Rückfragen an die „Evangelischen“ geführt: Wo seid ihr eigentlich als abgrenzbare Einheit in dieser Vielfalt klar erkennbar?

gehen, denen evangelische, kirchliche Perspektiven fremd sind.

Grenzüberschreitungen sind da gefragt, die zunächst einmal mich selbst herausfordern; die Fähigkeit mich in andere hineinzusetzen oder zu fragen: „Was willst du, dass ich für dich tue?“; die Bereitschaft, mich freiwillig zurückzunehmen um der anderen und Christi Liebe willen. Hier sind wir ganz nah am Kern des evangelischen Verkündigungsdienstes,



Viele von Ihnen, die Sie Ihren Dienst in unserer Kirche leisten, haben in den letzten Wochen erfahren, dass Ihre Impulse dankbar aufgenommen wurden, wenn Sie Menschen vernetzt haben, wenn Sie Personen aus der Erfahrung der Hilflosigkeit herausgeholfen haben, wenn Sie gegen die Sorgen und die Angst das Vertrauen und die Hoffnung gestärkt haben. Sie haben aber auch erlitten, wie anstrengend es ist, sich immer wieder aus dem „Eigenen“ herauszubewegen und auf andere zuzu-

der auch in unserem Pfarrbildprozess immer wieder aufblitzte und seine „Authentizität“ dieser doppelten Bindung verdankt: an die Liebe Christi und ihr Drängen einerseits und andererseits an die Menschen, die mir im Leib Christi anvertraut und zugemutet sind.

3.3. Evangelische Kirche lebt aus der Liebe Christi, die in Strukturen, Räumen und in Personal Gestalt gewinnt

Nicht nur die Debatten um Bestattungen und

die Rückfragen nach öffentlichen Gottesdiensten in der Corona-Zeit zeigen: Viele Menschen erwarten in der Krise Begleitung und Deutung durch den Glauben; sie wollen, dass Kirche ihr Vertrauen stärkt, dass Christi Liebe diese Welt bewegt und trägt, versöhnt und erneuert; sie hoffen darauf, dass wir als Kirche dazu beitragen, den Glauben ins Leben zu ziehen.

Als Kirche sind wir froh, dass wir uns diesen Erwartungen mit verlässlichen, finanziell und durch kompetentes Personal getragenen Strukturen vor Ort stellen können. Erst durch die Tätigkeit der Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst, in Seelsorge, Diakonie und Bildung lassen sich die verheißungsvollen Zusagen in der für uns selbstverständlichen gesellschaftlichen Breite bewahren: „Fürchtet euch nicht! Christus geht mit euch, auch durch diese Krise!“

Wir haben Anteil an der Bewegung Christi; wir sind als Kirche nicht selbst diese Bewegung. Das macht vorsichtig und zurückhaltend im Umgang mit den eigenen Handlungsmöglichkeiten, aber auch mit Bewertungen; das macht selbstkritisch. Viele haben das in den letzten Wochen als gute Eigenschaft des Protestantismus gelobt, andere haben unsere Zurückhaltung kritisiert.

Wir sind Glieder an einem Leib, haben Teil an einer Bewegung, die größer ist als wir:

- Im Leib Christi gehören Gesunde und Kranke, Alte und Junge zusammen; wir haben ein besonderes Augenmerk auf die, die nicht für sich selbst sorgen können, auf sog. Risikogruppen, die einen besonderen Schutz brauchen. Wichtig scheint mir, nicht nur paternalistisch für ihre Gesundheit zu sorgen, sondern auf sie selbst zu hören und sie nicht aus Angst vor der Entdeckung der eigenen Endlichkeit möglichst weit auszuschließen.

Die Situation der älteren Menschen in der Corona-Pandemie rückt Sterben und Tod ins Blickfeld. Manchmal haben wir den Eindruck, dass alles, was momentan geschieht, zuerst auf Leben und Überleben zielt. Als Kirchen haben wir eine weitere Perspektive einzubringen, in der das Sterben zum Leben gehört und Menschen auch im Tod nicht aus Gottes Hand fallen. Da gewinnt das würdige, begleitete Sterben an Gewicht, eine sinnvolle Palliativmedizin neben der Intensivmedizin, die Stärkung der Angehörigen, die Abschied nehmen wollen.

- Krisen fördern Abgrenzungen und Grenzschließungen. Wir haben das konkret an der Grenze zum Elsass erlebt. Was auch immer vom Gesundheitsschutz her nötig sein mag, Christi Liebe macht uns Mut zu großen und kleinen Grenzüberschreitungen – und verbindet uns über Grenzen hinweg. Das haben wir jeweils konkret durchzubuchstabieren. Auch mit einem weiten Horizont für unsere Partnerkirchen in Ländern, die viel stärker als wir von der Pandemie und ihren Folgen betroffen sind.

Wer diese Punkte in seinem oder ihrem Verkündigungsdienst stark macht, stößt auf Widerstände: Das Kreuz ist gerade in dieser Zuwendung zu denen, die nicht für sich selbst sorgen können, und in seinem Drängen auf Versöhnung eine Kraft, die uns herausfordert. Gerade in der Krise scheint die erste und beste Option die Sorge für mich, meine Familie, mein Land zu sein; es ist ein öffentlich gut kommunizierbares Zeichen für Handlungsfähigkeit, Grenzen zu schließen. Das Amt der Versöhnung aber drängt in eine andere Richtung und macht Mut zur Begleitung der Betroffenen, zur Kontaktpflege über die Grenzen hinaus und zu einem deutlichen Eintreten für

eine Zukunft, die nicht einfach wieder an das „zuvor“ anschließt, sondern die Grundperspektiven der Bewegung des dreieinigen Gottes ins Zentrum rückt: Freiheit, Würde, Gerechtigkeit, Frieden in seinem umfassenden Sinn.

Die Krise hat auch im Blick auf die Ökumene zugespitzt und die bestehenden Unterschiede aufgedeckt, sei es beim Thema (Haus-)Abendmahl oder bei der Frage, welche Bedeutung die „leibhaftige“ Präsenz der Feiernden und der Elemente im Gottesdienst hat. Was bedeutet das für uns als Mitarbeitende in der Kirche? Wir haben in den letzten Jahren für eine Ökumene der Gaben geworben, die fragt: Was würde dem Leib Christi fehlen – ohne uns Evangelische, ohne unsere römisch-katholischen Geschwister, ohne die Charismatiker ... ? Entdecken wir in den Anderen etwas, das wir brauchen, auch wenn es uns fern oder fremd ist? Und was heißt das für unseren Umgang miteinander und für unser gemeinsames Handeln in der Krise? Wir hoffen jedenfalls, dass unser badischer Weg der ökumenischen Verbundenheit sich in der Krise bewährt, vielleicht sogar an Realismus und Tiefe gewinnt.

4. Fazit: Die Corona Krise ist eine erste Gelegenheit, Kirche im Umbruch zu gestalten

Aus unserer Sicht bestärken diese (pastoral-)theologischen Überlegungen, was sich im Pfarrbildprozess abgezeichnet hat: Die Erwartungen an Kirche und an den Pfarrberuf wandeln sich und werden sich weiter verändern. Aber genau das, sich auf diese Wandlungsprozesse geistlich-theologisch kompetent einzustellen, die lebensweltlichen Konstellationen nüchtern und realistisch wahrzunehmen, sich stärkend und ermutigend, aber

eben auch kritisch-prophetisch zu ihnen zu verhalten, all das gehört zu den Grundkompetenzen, die den Dienst der Verkündigung auszeichnen. Das haben wir in den letzten Wochen erlebt, darauf vertrauen wir auch in Zukunft, darin wollen wir Sie unterstützen.

Denn wir sind Kirche im Umbruch! Diese Formulierung hat uns die Freiburger Studie (oder eine zuständige kirchliche Pressestelle) eingeschärft. Vielleicht ist für Menschen, die in einer solchen Kirche arbeiten, weniger die Frage: Wie soll die Kirche zukünftig aussehen? Vielleicht geht es mehr darum: Was müssen wir als Kirche eigentlich können, wie müssen wir agieren, um gut mit dem Umbruch leben zu können und die vielen anstehenden Umbrüche im Geist Christi gut zu gestalten: zwischen theologischer Existenz und gesellschaftlicher Präsenz, ökumenischer Weite und konkreter Orientierung auf das Gemeinwesen, zwischen dem Drängen der Liebe Christi und unseren begrenzten Formen der Teilhabe an ihr?

Gelingt es der Kirche in der Corona-Krise, die Menschen in ihrem Gottvertrauen zu stärken und zur Verantwortung füreinander zu ermutigen, braucht sie sich nicht davor zu fürchten, den Herausforderungen und Umbrüchen nicht gewachsen zu sein.

Der Protestantismus redet nicht so gerne von den eigenen Stärken. Nach unserem Eindruck können wir unsere bisherige Arbeit in der Corona-Krise aber gut unter diesem Kriterium anschauen: Auf allen Ebenen hat unsere Kirche, haben die verschiedenen Berufe in unserer Kirche fachlich und geistlich kompetent auf diese Herausforderungen reagiert, die lebensweltlichen Strukturen sorgfältig wahrgenommen, sich als gesprächsfähig mit anderen

erwiesen und sich gut in die Zivilgesellschaft und den Staat hinein vernetzt. Das sind gute Voraussetzungen für eine aus Christi Liebe lebende, kooperative und öffentlich erkennbare Kirche auf dem Weg in die Zukunft. Wir freuen uns auf den weiteren Weg mit Ihnen – durch die Krise und über die Krisenzeit hinaus.

Mit einem herzlichen Dank für Ihren Einsatz und Ihre Arbeit,

**Ihre Cornelia Weber und
Jochen Cornelius-Bundschuh**

Der Berufsbildprozess aus studentischer Sicht

Studierende der Evangelischen Theologie haben sich am Pfarrbildungsprozess beteiligt – sie werden mit den Ergebnissen dieses Prozesses in einigen Jahren im Pfarramt arbeiten. So schildern Jana Ludwig und Jan-Luca Lentz, wie die Studierenden diesen Prozess erlebt haben und was sie sich von ihm erhoffen.

Zwei Jahre Berufsbildprozess – insbesondere an zwei Tagen hatten wir als Studierende der Evangelischen Theologie die Gelegenheit, in den Berufsbild-

prozess der Evangelischen Landeskirche in Baden involviert zu sein – einmal aktiv diskutierend und einmal eher im passiven Mo-

odus der Beobachtung. Das hat der Konvent der Theologiestudierenden gerne und interessiert angenommen.

Wir haben die Einladung als positives Zeichen aufgenommen und uns über die Chance gefreut, als Studierende gemeinsam mit den Lehrvikar*innen in einer Konsultation Anfang des Jahres 2019 aufzuzeigen, welche Themen uns rund um den Pfarrberuf bewegen.

Mit sehr unterschiedlichen Erwartungen haben sich fünf Studierende am 20.02.2020 auf den Weg nach Karlsruhe gemacht, um bei dem ursprünglich als Abschlusstagung angesetzten Tag der Berufsbildprozesse die Ergebnisse und Ideen zu sichten. In den zusammen-

Wir haben die Einladung als positives Zeichen aufgenommen

Wir legen mit unserem Berufsziel einen beachtlichen Teil unseres Lebens in den Schoß der Kirche

gestellten Themenclustern fanden sich aus unserer Perspektive relevante Punkte, von denen etliche auch in der Konsultation ein Jahr zuvor vorkamen (z.B. Familienfreundlichkeit, Freiräume, Wohnen, Entlastung bei Verwaltungsaufgaben, RU, Raum für eigenes geistiges Leben). Dennoch blieben die Informationen an vielen Stationen doch eher mager und man hatte kaum Zeit, länger an Stationen zu verweilen oder weitere Anregungen aufzuschreiben, was nicht zuletzt an den überfüllten Räumlichkeiten lag.

Wir legen mit unserem Berufsziel einen beachtlichen Teil unseres Lebens in den Schoß der Kirche, daher ist es uns

wichtig, schon jetzt in der Kirche und an unserem zukünftigen Berufsbild mitzuwirken/mitzugestalten. Obwohl wir von diesem Beruf noch mehr oder weniger „entfernt“ sind, fragen wir uns jetzt schon, welche Veränderungen wünschenswert sind.

Wie es auf der Internetpräsenz des Berufsbildprozesses heißt, gilt es als Ziel, an einem „trag- und zukunftsfähigen Kirchenbild“ zu arbeiten und zu wirken. Wir hoffen als Studierende der Theologie darauf, dass sich der EOK, das Ausbildungsreferat und alle im kirchlichen Dienst Tätigen dem

Sinn eines Berufsbildprozesses auch weiterhin verpflichtet fühlen. Wir setzen darauf, dass unsere kritischen Stimmen gehört werden –

denn wir wollen Kirche bewegen. Aber dafür brauchen wir Freiräume – schon im Studium sowie im späteren Berufsalltag. Es bedarf dieser Freiräume für neue oder veränderte Arbeitsfelder, für kreative Gedanken und neue Modelle! Beinahe tagesaktuell zeigt uns die Corona-Pandemie auf, dass Kirche und Gemeinde in ihrer Form von Kommunikation und Gemeinde-Sein einiges aufzuholen hat. Die Kirche darf an solchen Aufgaben nicht scheitern, weil sie ängstlich oder streckenweise gar nicht auf vermeintlich Neues eingehen vermag.

dafür brauchen wir Freiräume

Verantwortung ernst nehmen

Deshalb wollen wir als Theologiestudierende unsere Verantwortung ernst nehmen und an diesem Haus der lebendigen Steine im Diskurs und im konstruktiven Austausch mitbauen.

Für den Konventsrat der Theologiestudierenden

■ Jana Ludwig, Jan-Luca Lentz, Heidelberg

Die Zukunft des Pfarrberufes

Auch die Lehrvikare und Lehrvikarinnen sind auf dem Weg zum Pfarrer*innen-Sein. Ihre Perspektive auf den Pfarrbildprozess ist auch ein Blick auf die Generation, die unmittelbar mit dem, was beim Prozess generiert werden wird, ihren Beruf gestaltet wird. Die beiden Lehrvikarinnen Sophia Leppert und Felicitas Otto von der ABG 19a gewähren Einblick in ihre Wahrnehmungen.

Jugendlichen wird gern gesagt: „Ihr seid die Zukunft!“

Wir sind mal so frei und sagen als VikarInnen kühn: „Wir sind die Zukunft des Pfarrberufes!“

Wir wurden gefragt: Wie seht ihr als angehende PfarrerInnen den Pfarrbildprozess, der vieles anstieß und der auch in Zukunft die EkiBa beschäftigen wird?

Vorausgeschickt: Niemand von uns hat den Prozess in seiner Gänze erlebt oder erleben können. Wir haben aber Eindrücke, Erlebnisse, Wünsche, Ängste und Wahrnehmungen. Im Folgenden fassen wir einige wenige Einblicke zusammen. Wir können dabei nur einzelne Augenblicke einer vielfältigen Vikariatsgruppe wiedergeben.

Mutig voran!

Es ist mutig, sich Veränderungen zu stellen, denn ich selbst muss auch dazu

bereit sein, Dinge zu lassen, die ich vielleicht gerne halten würde. Gleichzeitig können Räume entstehen, die ich mir vorher nicht erträumt hätte. Wir freuen uns, dass die badische Landeskirche dieses Risiko eingeht! Wir sehen es dabei als Stärke, dass die Kirchenleitung nicht am grünen Tisch ein neues Pfarrbild konstruierte, das dann umgesetzt werden muss, sondern dass sie sich auf den Weg in die Konvente machte, um die PfarrerInnen, die DiakonInnen zu fragen: „Wo drückt der Schuh? Was läuft gut? Wie soll und kann es weitergehen?“

Wertschätzung

Wahrnehmen, hinhören, verstehen. Diese wertschätzende Haltung erlebten wir seitens der Kirchenleitung. Als Generation, deren Freundinnen und Freunde in flachen Hierarchien arbeiten und agiles Arbeiten in vielen Firmen oft zum Alltag gehört, scheint es uns nur allzu richtig, in Prozesse mit hineingenommen zu werden, die unsere berufliche Zukunft stark prägen werden. Und dennoch ist uns bewusst, dass das etwas Besonderes ist – auch bereits im Vikariat in dieser Frage ernst genommen zu werden; wahrgenommen, gehört und verstanden zu werden. Für diese Wertschätzung sind wir sehr dankbar!

Lebensveränderungen

Die Gesellschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert: Wie sich Leben gestaltet und wie sich dementspre-

chend auch Berufsleben gestaltet, das erfahren wir nicht nur im Gemeindeleben (Zuzüge; Wegzüge; weniger Familien, die seit Generationen „schon immer da sind“; Gruppenpfarrämter; regionale und kollektive Vernetzung usw.), sondern auch im Persönlichen. Viele von uns führen Partnerschaften und wir genießen es, sie so zu gestalten, wie es individuell passend ist: Für uns ist es selbstverständlich, dass die eine nicht automatisch den Beruf aufgibt und zu Hause bleibt, wenn z. B.

Familie entsteht. D. h. in Pfarrhäusern werden immer öfter zwei Berufstätige leben – im selteneren Fall geht es hierbei um Stellenteilung ... Vor diesem Hintergrund empfinden wir auch die Residenzpflicht vor der ersten selbst gewählten Pfarrstelle (nach Vikariat und Probendienst) als bedenkenswert. PartnerInnen – genauer gesagt: überwiegend berufstätige Ehemänner – und Kinder müssen „einfach“ mit. StudienkollegInnen aus anderen Landeskirchen wissen bereits drei bis vier Monate vor Dienstbeginn, wo ihr Weg in der Ausbildung hingeht – ungeachtet von Examensterminen. Dies erleichtert Wohnungssuche und Umzüge ungemein. „Das wäre doch auch was für uns!“

Die einen haben PartnerInnen, andere sind oder bleiben Singles.

Berufliche Lebenswege sind genauso divergent wie Familienstand. Immer mehr VikarInnen haben vor dem Vikariat andere oder ähnliche Berufsausbildungen genossen und wertvolle Berufserfahrung gesammelt. Für QuereinsteigerInnen (ob mit

Ein Berufsbild, das den vielfältigen Lebensentwürfen gerecht werden kann

kirchlicher oder wirtschaftlicher Vorerfahrung) wäre ein „modularisiertes Vikariat“ wünschenswert: Frühere Prüfungsleistungen werden berücksichtigt; beruflichen Qualifikationen werden anerkannt.

Wir merken: Unsere Lebensentwürfe sind vielfältig, und so stellen sich uns VikarInnen – also uns „PfarrerInnen der Zukunft“ – andere Herausforderungen als es dies noch vor einigen Jahrzehnten war. Diese Vielfalt erwartet von uns und – wie wir meinen – ebenso von der Kirche einen Gestaltungsprozess. Dabei sind wir uns bewusst: Ein Prozess ist immer etwas, das in Bewegung ist und das Gestalt findet in Umsetzungen, Versuchen, Korrekturen und in immer wieder neuem Justieren.

Unterstützung bei der Digitalisierung ... digitaler Support ...

Durch die Coronakrise und Kontaktbeschränkungen finden virtuelle Dienstgruppen und Seminare (erfolgreich) statt. Die Welt verändert sich – Kirche auch! Im Studium gingen wir ins Ausland. Über Skype hielten wir Kontakt mit Freunden und Familie. Anrufe, Telefonkonferenzen, Terminkalender – vieles läuft heute wie selbstverständlich über das Smartphone. Wir begrüßen, dass über IT-Hardware-Konzepte nachgedacht wird, Pilotprojekte bereits laufen und dies über einen zentralen Support unterstützt wird. Denn wir sind zwar mit den digitalen Medien groß geworden, aber IT-SpezialistInnen sind wir deshalb nicht automatisch.

... und das analoge Leben

Die digitale Welt bringt viel Entlastung, aber auch eine ständige Erreichbarkeit. E-Mails, SMS und andere digitale Nachrichten kommen in der Regel sofort an. Die Erwartungshaltung (von mir oder dem Gegenüber an mich), mal eben schnell zu antworten, wächst, denn die Nachricht ist doch schnell verschickt.

Ständige Erreichbarkeit braucht als Ausgleich Räume, in denen Abstand und Zeit zum Durchatmen möglich sind. In Kombination mit PartnerInnen, die selbst berufstätig (meist ebenso voll-berufstätig) sind, Freunde oder Familie, die nicht in unmittelbarer Nähe leben, sind dienstfreie Wochenenden, an denen ein wirkliches

Abschalten möglich ist, unbedingt notwendig. Nicht nur für Familien und Paare, sondern auch und gerade für Singles, um Beziehungen gestalten zu können.

In der Wirtschaft wird dieses Abschalten bereits seit längerem diskutiert. Manche Firmen haben bereits Regelungen, dass Mails nur noch zu bestimmten Zeiten versandt werden können, um ihren Angestellten Ruhepausen zu ermöglichen. Also „mal abzuschalten“ im wahrsten Sinne des Wortes. Daher sind wir froh, dass in Baden aktiv darüber nachgedacht wird, wie diese Freiräume auch für uns als künftige PfarrerInnen geschaffen werden können, bei allen Herausforderungen, die sich damit ergeben (Vertretungssituationen usw.).

Salutogenese

Die Salutogenese klingt hier bereits an und ist aktuell in aller Munde. Zu einem

Mal Abschalten von der Dauererreichbarkeit

Supervision und Begleitung sind unentbehrlich

gewissen Teil gehört das Bewusstsein „Was tut mir gut? Was hilft mir „gesund“ zu leben?“ vor allem in die persönliche Gestaltungshoheit. Das Handy mal auszuschalten, oder keine Mails zu checken gehört dazu. Dennoch lohnt es sich unserer Meinung nach, manche Bereiche von landeskirchlicher Seite (also vom Arbeitgeber/Dienstherr) zu ermöglichen und anzubieten, damit nicht der Einzelne darum „kämpfen“ muss, dass anerkannt wird, was er für sich tut: So ist es in manchen Berufen selbstverständlich – und so wünschen wir es uns für unseren Beruf – regelmäßig Supervision aufzusuchen. Sich also mit einem Außenstehenden zu reflektieren und berufliche

Kontexte anzuschauen. In der Seelsorge, wie wir sie heute lernen, steht an erster Stelle die Professionalität. Dies bedeutet, bereit zu sein, sich selbst zu reflektieren und sich bis zu einem gewissen Punkt selbst supervidieren zu können. Es ist aber auch wichtig, Supervision für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Das ist ein fester Bestandteil unserer Ausbildung. Wir erleben auch hier einen Wandel im Lichte der Generationen. Dachte oder sagte mancher noch triumphal „Ich gehe in Ruhestand ohne Beratung!“, so erheben sich doch immer mehr Stimmen, die sagen „Besser Themen anschauen, solange sie klein sind, als wenn sie groß und unbeweglich geworden sind.“

Im Vikariat erleben wir Supervision und erproben uns in kollegialer Beratung. Wir merken aber auch: Für Supervision ist Zeit in der Ausbildung eingeplant, daher

nehmen wir sie gerne wahr. Kollegiale Beratung müssten wir in vollen Seminarwochen noch „on top“ aus Eigenmotivation heraus organisieren. Wie kann oder soll das später im Pfarramt aussehen? Wir fragen (uns): Wie wäre es, hier eine Plattform zu haben, durch die Gruppen zum Austausch entstehen können? Ob zur kollegialen Beratung oder zur Diskussion theologischer Themen? Vielleicht gibt uns ja diese Zeit gerade die Möglichkeit, mehr überregional an diesen Punkten – also z. B. auf Basis von Videotelefonie – weiter zu denken.

Weiterdenken

Weiterdenken und weiter denken. Bis in die Zukunft hinein – das tun wir gerne! Unter uns VikarInnen, mit unseren LehrpfarrerInnen, mit unseren Dozierenden, regional, kollegial – und auch gerne mit der Kirchenleitung. Wir sind gerne die Zukunft des Pfarrberufes – gestalten wir diesen also gemeinsam im Miteinander und im Lernen voneinander!

■ Sophia Leppert, Ostersheim
und Felicitas Otto, Freiburg

Meditative Predigt-Gedanken in der geistlichen Einstimmung am Beginn des Abschlusstages der Berufsbildprozesse am Donnerstag, den 20. Februar 2020, in der Christuskirche in Karlsruhe

WEGE DER ERINNERUNG GEHEND

Auf einen Weg haben wir uns aufgemacht. Diesem Weg nachzuspüren, zu schauen, wohin er uns geführt hat und wohin er uns noch führen kann – darum soll's gehen heute. In Gedanken lassen wir diesen Weg an uns vorüberziehen. Rufen ihn uns noch einmal in Erinnerung. Singend und hörend.

Uns begleitet dabei das Lied „Gemeinsam auf dem Weg“ – die Nr. NL 140. Wir beginnen mit dem Kehrsvers. Und singen nach jeder Etappe nacheinander immer eine der Liedstrophen.

Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

Ich habe innegehalten und bin zu mir auf Abstand gegangen. Nach Juwelen in meinem Alltag habe ich gesucht. Und bin auf Schätze in irdenen Gefäßen gestoßen. Defizite habe ich wahrgenommen. Und darunter neu meine Stärken entdeckt. Skeptisch war ich – und habe mich doch anstecken lassen. Überkommene Berufsbilder wollten wir zertrümmern. Und haben die Schönheit der Bruchstücke lieben gelernt.

Mehr Liebe zum Unvollkommenen, das nicht der Häresie der Vollkommenheit unterliegt, das ist, was ich mir wünsche.

Wir singen
Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

Wir danken dir für jeden Schritt,
der Grenzen überwindet.
Wir bitten, lenke unsern Blick
auf das, was uns verbindet.

Von Gott wollte ich reden. Und habe doch nur menschliche Worte zur Verfügung. Menschen habe ich in meiner Arbeit im Blick. Und erkenne plötzlich, wie mir Gottes Ebenbild aus ihrem Gesicht entgegen leuchtet. Arbeit füllt meinen Tag aus. Und mit einem Mal entdecke ich mich mitten drin in dem, was wir Reich Gottes nennen. Im Himmel habe ich Gott gesucht – und auf der Erde gefunden.

Mehr Geist, mitten in mancher Geistlosigkeit, das ist, was ich mir wünsche!

Wir singen
Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

Gemeinsam hören wir dein Wort.
Hilf uns, es zu bedenken.
Damit es reiche Früchte trägt,
musst du die Schritte lenken.

Ganz anders hatte ich mir die Zukunft vorgestellt. Dabei hat sie längst begonnen, mitten in meiner Gegenwart. Ich war mir sicher, ein klares Bild zu haben, worauf es ankommt. Und muss alles ein ums andere Mal neu anordnen. Voller Bewegung ist, was ich vor Augen habe. Bunt und vielfältig.

Mehr Leben, unterwegs, nicht erst am Ende, das ist, was ich mir wünsche!

Wir singen
Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

Gemeinsam singen wir dein Lob:
Das wird uns weiter tragen.
Gib du uns Mut und Leidenschaft
und hilf uns Neues wagen.

Auf die Karte des Erfolgs hatte ich gesetzt.
Und wurde in kleiner Münze ausbezahlt.
Den glimmenden Docht sah ich kurz vorm
Verlöschen. Und war von neuem Schein
so recht überrascht. Auf gerader Linie lag
mir das Ziel vor Augen. Doch nur auf lohnenden
Umwegen kam ich ihm näher. Der kleine
Schritt des einen Menschen – eh ich's
versehe, wird er zum großen Sprung
in die Kirche der Zukunft.

Den großen Bogen und die weiche Welle,
nicht der kühne Sprung mit dem Kopf durch
die Wand, da ist, was ich mir wünsche.

Wir singen
Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

Auf dein Wort hin sind wir getauft
Und so bei dir geborgen.

Wir wissen, nach der dunklen Nacht
schaffst du den neuen Morgen.

Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei.
Hoffnung, die uns trägt: Er bleibt treu!

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Antreffbare Pfarrerinnen und Pfarrer

■ Dr. Jochen Kunath ist Theologischer Vorstand des Diakonissenkrankenhauses in Freiburg und Mitglied der Schriftleitung der Badischen Pfarrvereinsblätter. In dieser Ausgabe trägt er selbst einen Artikel bei, in dem er ethische Schlussfolgerungen zu einem ästhetischen Verständnis des Pfarrbilds darstellt und eine Sichtweise der Pfarrerin*des Pfarrers als offenes Kunstwerk empfiehlt.

1. Drei Drittel

„Die 5. Erhebung der Evangelischen Kirche in Deutschland über die Kirchenmitgliedschaft (KMU) müsse noch einmal neu gelesen werden, betonte [der Vorsitzende des Verbandes evangelischer Pfarrereinnen und Pfarrer in Deutschland e. V.] Kahnt. ... [Es] müsse nun auch dem Letzten klar sein, was evangelische Christinnen und Christen von ihrer Kirche erwarten, »nämlich Ortsnähe und Pfarrerinnen und Pfarrer, die Zeit haben und nahe bei den Menschen sind«, erklärte Kahnt. »Das ist ein unüberhörbares Votum gegen die Verlagerung von Kirche auf die mittlere Ebene oder gar auf städtische Leuchtfener. Kirche soll da sein, wo die Menschen leben«, betonte [Kahnt].“¹ Das ist nur ein prominentes Beispiel, wie die letzte 2015 veröffentlichte Kirchenmitgliedschaftsstudie dafür herangezogen wird, um in der Diskussion um die Zukunft der Kirche der Ortsgemeinde bzw.

Kirchenmitgliedschafts-
untersuchung auch
anders lesen

Die KMU unterscheidet drei
Wahrnehmungsformen bzw.
Kontaktmöglichkeiten zu
Pfarrer*innen

Parochie wieder ihre durch die einschlägigen Kirchenreformprozesse verloren geglaubte Dignität zurückzugeben und ihr zu entnehmen, dass im Grunde das Gemeindepfarramt der Schlüsselberuf für die Zukunft der Kirche sei.

Man kann aber die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung auch anders lesen und damit drei alternative Schlussfolgerungen für die aktuelle und in Baden durch die Berufsbildprozesse strukturiert geführte pastoraltheologische Diskussion, gerade im Blick auf die Belastungen im Pfarrberuf, ziehen. Grundidee ist hierbei, die drei Wahrnehmungsarten von Pfarrer und Pfarrerinnen, die für die Analyse und die Interpretation der KMU maßgeblich sind, pastoraltheologisch fruchtbar zu machen.

Die KMU unterscheidet drei Wahrnehmungsformen bzw. Kontaktmöglichkeiten zu Pfarrer*innen:² „Keine Kenntnis“, „Kenntnis“ und „persönlicher Kontakt“. 23 %

der Kirchenmitglieder geben an, überhaupt keine Pfarrperson zu kennen; dies ist ein starker Indikator für eine große Distanz zur Kirche und lässt bei diesen laut KMU eine offene Austrittstendenz erkennen. Dagegen kennen rund 33% der Evangelischen vom Sehen und namentlich die/den Pfarrer*in.

Was bei diesen für ein durchaus stabiles und spezifisch konturiertes Verhältnis zur Kirche spricht. Schließlich kann

aus den Umfrageergebnissen bei rund 44 % der Mitglieder ein, mal engerer mal

loserer, persönlicher Kontakt, mit der Pfarrperson und damit eine relativ starke Bindung an die Kirche festgestellt werden. Es ist zu vermuten, dass unter diesen 44% die sogenannte Kerngemeinde zu finden ist. Sie konstruiert einen nicht unwesentlichen Teil der pastoralen Tätigkeiten.

Was könnten die pastoraltheologischen Thesen aus diesem Befund sein? Sehr vergrößert und um der Einfachheit willen kann man die Formen, wie der Pfarrer*die Pfarrerin von den Kirchenmitgliedern wahrgenommen wird, in die oben benannten drei Kategorien dritteln. Nun könnte man – als zweiten gedanklichen Schritt – auch die Tätigkeiten der Pfarrer*innen dritteln und auf jene drei Kategorien gleichermaßen verteilen: Ein Drittel der pastoralen Tätigkeiten kämen denen zugeute, die den Pfarrer/die Pfarrerin kennen, ein Drittel denen, die Kenntnis von ihm haben und ein Drittel denen, die ihn nicht kennen. Die damit verbundene zweite These wäre nun, dass es darum ginge, als Kirche und im Zuschnitt der pastoralen Tätigkeiten allen drei Wahrnehmungsformen in ihrer jeweiligen Verfasstheit gerecht zu werden. Dies würde Mitgliederorientierung bedeuten.

Bei dem guten Drittel der Kirchenmitglieder, die den Pfarrer/die Pfarrerin persönlich kennen, ist der Aufgabenzuschnitt der pastoralen Tätigkeiten am klarsten und wohl am herkömmlichsten, dreht sich doch ein guter Teil der pastoralen Arbeit genau um die, die eine hohe Nähe zur Gemeinde aufweisen und zu großen Teilen die Kerngemeinde bilden. Für das Drittel derer, die den Pfarrer/die Pfarrerin vom

Sehen und namentlich kennen, sieht es anders aus. Hier dürfte es entscheidend sein, deren stabile, wenn auch halbdistanzierte Wahrnehmung zu pflegen. Hierbei ist besonders – und das wird oft mit der Forderung, „endlich wieder mehr Ortsgemeinde zu werden,“ verwechselt – die Öffentlichkeit des Pfarrers/der Pfarrerin entscheidend und nicht der persönliche oder direkte face-to-face-Kontakt. Es reicht anscheinend vollkommen aus, dass man in dieser Gruppe weiß, wer der Pfarrer/die Pfarrerin ist, wie er heißt und dass es ihn gibt. Es reicht, ihn als Person zu wissen, die es im öffentlichen Raum gibt und die dort antreffbar wäre. Mehr braucht es nicht. Dass der öffentliche Raum der potentiellen Antreffbarkeit zu guten Teilen die Räume sind, in dem Menschen faktisch leben, ist selbstredend. Aber dies ist nicht gleichzusetzen mit der jeweiligen Ortsgemeinde bzw. Parochie. Es ist gibt viel mehr Öffentlichkeiten als diese. Sie alle zu „bespielen“ wäre eine lohnende Aufgabe. Nun zum letzten Drittel der Wahrnehmungsformen der Pfarrer*innen und einer im gewissen Sinne gewagten dritten pastoraltheologischen Schlussfolgerung daraus. Statt aus denen, die den Pfarrer/die Pfarrerin nicht kennen, solche zu machen, die ihn endlich kennen, wäre dieses Drittel als wunder Punkt und Lücke pastoraltheologisch zu deuten. Ein Drittel derer, die die Arbeit der Pfarrer*innen ausmachen bzw. ausmachen sollten, brauchen und wahrscheinlich wollen solche Arbeit nicht. Warum auch immer. Das schmerzt. Würde man dies anerkennen, dann könnte es bedeuten, dieses Drittel selbst als Lücke und

Es ist gibt viel mehr Öffentlichkeiten

nun positiv gewendet als gewollten Freiraum im Katalog der pastoralen Tätigkeiten zu belassen. Dies hätte – wenn man diesen Gedanken weiterdenkt – eine wesentliche Konsequenz im Blick auf die Belastungssituation von Pfarrerinnen. Sie dürften mit Recht den Ballast eines Drittels ihrer Arbeit sein lassen, als schmerzvolle, aber freibleibende Lücke. So würden aus 60 Stunden Arbeit 40 Stunden.

Bevor der nächste Gedanke daran sich anschließen soll, sei auf dieses Drittel noch einmal eingegangen und gefragt, ob es nicht doch stattdessen und gerade im Gegenteil Aufgabe der Pfarrer*innen wäre, diesen Personenkreis von Mitgliedern, der den Pfarrer/die Pfarrerin nicht kennt und latent austrittswillig ist, dem Pfarrer/der Pfarrerin vertrauter zu machen, vorm Austritt zu bewahren und als Kirchenmitglied zu halten. Schaut man sich dieses Drittel genauer an, so resümiert die KMU V im Blick auf deren mögliches Austrittsverhalten: „Als wichtigste Motivlage für beabsichtigte, aber auch für erfolgte Kirchenaustritte kristallisiert sich in der V. KMU religiöse Indifferenz heraus. Keine Religion im Leben zu brauchen, mit dem Glauben nichts anfangen zu können, Kirche unglaubwürdig zu finden oder ihr gegenüber Gleichgültigkeit zu verspüren, sind die von Austrittsbereiten und Ausgetretenen jeweils am stärksten befürworteten Austrittsgründe.“³ Dies ist dieselbe Gleichgültigkeit, die auch bei den sogenannten Konfessionslosen, die von der KMU V ebenfalls im Blick genommen werden, zu vermerken ist. Zu diesen Konfes-

sionslosen und der Frage, ob man sie für die Kirche wieder gewinnen könne, konstatiert die KMU V relativ resigniert oder realistisch: „Die ausgetretenen Befragten der V. KMU nennen als zentrales Argument für diesen Schritt ihre Distanz zur Kirche. Ihnen ist

(2012 wie schon 2002) die Kirche weitgehend gleichgültig, oder aber sie geben an, für ihren Lebensalltag einfach keine Religion mehr zu benötigen. Dies korrespondiert mit einem Glaubwürdigkeitsproblem der evangelischen Kirche – so schätzen Konfessionslose die Kirche mehrheitlich als unglaubwürdig ein. Die Klassifikation der Kirche als nicht mehr »in die moderne Gesellschaft passend« deutet ebenfalls in diese Richtung. Die Aussage, dass man »keine Religion mehr für das Leben brauche«, spricht für eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber Religion im Allgemeinen. ... Aus diesen Befunden der V. KMU kann man schließen, dass die Zukunft eher eine Stabilisierung bzw. Steigerung der Konfessionslosigkeit mit sich bringen wird. Die geringe soziale Bedeutung von Religion für das alltägliche Leben der Konfessionslosen lässt hier mittelfristig keine größeren Veränderungen in Richtung einer Offenheit für einen Kircheneintritt erwarten.“⁴ Wendet man diese Schlussfolgerung auf jenes oben so genannte Drittel deren, die den Pfarrer/die Pfarrerin nicht kennen (wollen), an, dann bedeutet dies, dass sie pastoral nicht von einem vielleicht erfolgenden Kirchenaustritt abzuhalten sind. Die dafür vor allem ursächliche Gleichgültigkeit kann nicht der einzelne Pfarrer oder die einzelne Pfarrerin beheben. Die KMU macht sogar

deutlich, dass weder die mögliche Bekanntheit mit dem Pfarrer/der Pfarrerin noch gut gestaltete Kasualien diese von ihrer religiösen Indifferenz und einem angedachten Kirchenaustritt fern halten können. Im Wesentlichen fehlt die religiöse Sozialisation bzw.

Im Wesentlichen fehlt die religiöse Sozialisation

die für diese Personengruppe an Mitgliedern sinnstiftende Durchdringung der Gesellschaft und Lebenswelten mit so etwas wie „Kirche“. Dieses Drittel ist – um es etwas plakativ zu sagen – nicht das Problem der Amtsträger, sondern das der Säkularität und der Relevanz der Institution Kirche. Damit ist dieses Drittel zwar Stachel im Fleisch, aber kann nicht Gegenstand/Zielgruppe der pastoralen Tätigkeiten sein.

2. Offenes Kunstwerk

Wichtig wäre, das Pfarrbild vielleicht grundsätzlicher irritieren zu lassen und an bestimmten Stellen neu bzw. inklusiver zu denken. Dazu hilfreich ist, die Diskussion um die pastoralen Tätigkeiten und das implizite Bild vom Pfarrberuf um eine weitere Fragerichtung zu erweitern. Im Grunde dreht sich die pastoraltheologische Diskussion primär um das Gemeindepfarramt. Zwar werden Pfarrer*innen, die überparochiale Dienste begleiten oder in der Schule tätig sind, mit bedacht, aber oft genug nur als pastoraltheologische Sonderformen. Aber dazu im Gegensatz wäre zum Beispiel dezidiert zu fragen, inwiefern Pfarrer*innen mit allgemein kirchlichem Auftrag Pfarrer*innen sind. Was macht Pfarrkollegen im EOK, landeskirchliche Beauftragte oder

Das Predigtamt ist da, damit Glaube gewirkt wird

auch Dekan*innen und den Landesbischof/die Landesbischöfin eigentlich zu Pfarrer*innen? Dass sie das sind, würde

keiner leugnen. Aber inwiefern sind sie es? Hilfreich scheint der Gedanke zu sein, dass es ein „Grundpfarramt“ gibt und von diesem leiten sich – als

gleichwertige und vielfältige – alle real existierenden Formen des pastoralen Dienstes ab. Dieses eine „Grundpfarramt“ kann man in CA V bzw. in dessen „Predigtamt“ erblicken: „Um diesen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, das Evangelium und die Sakramente gegeben, durch die er als durch Mittel den Heiligen Geist gibt, der den Glauben, wo und wann er will, in denen, die das Evangelium hören, wirkt“.

Das Predigtamt ist da, damit Glaube gewirkt wird. Dies geschieht in allen Formen des Pfarramtes. Der Unterschied liegt allein darin, wie direkt oder indirekt dieser Glaube durch das Predigtamt gewirkt wird. Da dieses Geschehen gänzlich der Machbarkeit entzogen ist, kann dies auf allen Weisen und Wegen erfolgen. Nur sozusagen aus menschlicher Sicht ergeben sich Unterschiede je nachdem, wie vermittelt diese Wirkung intendiert ist. Den Pfarrstellen mit allgemein kirchlichem Auftrag kommt – schon ihrer Bezeichnung nach – eine eher indirektere Wirkung des

Glaubens zu. Damit gehen bei diesen die Momente der stärkeren Öffentlichkeit und Leitung mit einher. Dementsprechend weitet sich bei diesen Stellen der Gemeinderadius; er wird größer, was seine Organisationsform angeht, er wird enger, was seine geistli-

che Dimension betrifft. Beide Momente lassen sich aber keinesfalls aufteilen, als ob Pfarrstellen mit allgemein kirchlichem Auftrag oder mit dezidierten „höheren“ Leitungsaufgaben nur Verwaltung innehätten und Gemeindepfarrer*innen allein geistlich leiten würden. Immer sind beide Dimensionen, aber mit unterschiedlicher Prägnanz und Valenz vorhanden. Dies entspricht dem badischen Grundaxiom

aus Art 7 der GO: „Die Leitung der Evangelischen Landeskirche in Baden geschieht auf allen ihren Ebenen geistlich und rechtlich in unaufgebarter Einheit.“

Nun wäre ein weiterer Schritt weiterzugehen. Bei der Diskussion über das Pfarrbild in der badischen Landeskirche standen in erster Linie die Rahmenbedingungen des Pfarrberufs, die es zu verändern galt, im Mittelpunkt. Ausgangspunkt des sehr weit gefassten Beteiligungsprozesses und Wegmarke gegen Ende der ersten großen Prozessphase war die Frage und die Rede von dem, was den Pfarrberuf schön und wertvoll macht. Daraus entstand die Rede von den Juwelen des Pfarrberufs, sie kennzeichnen, der badischen Lesart gemäß, die fruchtbaren (und auch herausfordernden) Spannungsfelder, in der der Pfarrberuf steht. Von „Juwelen“⁵ des Pfarrberufs zu sprechen, legt nahe, ihn ästhetisch zu betrachten. Dies soll nun in Ansätzen skizziert und in Zusammenhang mit den drei Wahrnehmungsformen

aus der KMU gebracht werden. Verkürzt und sehr thetisch gesagt, wäre es die Idee, den Pfarrer/die Pfarrerin als „offenes

den Pfarrer/die Pfarrerin als „offenes Kunstwerk“ zu verstehen

objektive Antreffbarkeit im Raum des Öffentlichen

Kunstwerk“ zu verstehen. Dass dieser ästhetische Zugang im Blick auf andere praktisch-theologische Gebiete durchaus sachgerecht, inspirierend und weiterführend war und noch ist, hat die theologische Diskussion seit den 80er Jahren des

vergangenen Jahrhunderts gezeigt. Diesen Diskussionsstand pastoraltheologisch aufnehmend könnte man den Pfarrer/die Pfarrerin (als Person in seinem Amt) und

seine pastorale Tätigkeit (in seinen verschiedenen Feldern) als offenes Kunstwerk betrachten, das Menschen sehen, wahrnehmen und „hinter“ (oder lutherisch: „in, mit, unter“) dem sie den sehen, den wir Gott nennen und der dann wiederum Menschen wahrnimmt.⁶ Dabei wären die Menschen und die Gemeinde das Subjekt, welche das Objekt „Pfarrer/Pfarrerin“ als transparent für die im wechselseitigen Wahrnehmungsprozess sich ereignende Wahrnehmung „Gottes“ wahrnehmen. Das wesentliche geschieht zwischen Subjekt und Objekt als bestimmte religiöse Erfahrung. Dies kann hier nur skizziert werden. Entscheidend dabei wäre aber die „Objekthaftigkeit“ des Pfarrers/der Pfarrerin, seine/ihre „Antreffbarkeit“. Damit wären wir bei einem Wort, das oben im Blick auf die KMU schon eine gewichtige Rolle

gespielt hat. Entgegen einer das Objektive sozusagen absorbierenden und zu stark die Subjektivität des Pfarrers betonenden Rede von der primär persönlichen Antreffbarkeit, wäre die

objektive Antreffbarkeit im Raum des Öffentlichen hervorzuheben. Wiewohl wäre zu vermeiden, wiederum das „Objektive“

zu stark zu betonen, so dass das Pfarrerbild „katholisch“ oder priesterlich würde. Die ästhetische Betrachtung bahnt hier einen brauchbaren Mittelweg, insbesondere wenn man den Atmosphärenbegriff pastoraltheologisch vermehrt aufgreifen würde.⁷

3. Verknüpfen von Ereignissen

Das Gesagte wäre nun sozusagen fundamentaltheologisch weiter anzureichern, um es dann pastoraltheologisch zuzuspitzen. Durch das Christusereignis geschieht Gott in der Welt zu seinem Lob und

zum Heil der Menschen. Da, wo Gott geschieht, er sich in seiner Liebe ereignet, wird das Reich Gottes vorläufig, aber faktisch gegenwärtig. Der in sich lebendige Gott verwirklicht sich in seiner Schöpfung und mit seinen Geschöpfen. Dies ist die Kommunikation des Evangeliums: Das Wort wird Welt. Menschen werden Teil von Gottes Wirklichkeit, so wie sie in Jesus Christus als definitive Wirk-

lichkeit Gottes und des Menschen erschienen ist. Auf der reflexiven Ebene kommt es zur Darstellung des christlichen Wirklichkeitsverständnisses. Menschen können ihre Wirklichkeit als Gottes Wirklichkeit wahrnehmen, deuten und verstehen. Sie werden in seine Wirklichkeit als Christuswirklichkeit hingestellt und Gott nimmt sie wahr. Menschen finden in ihrer Lebenssuche Antwort

auf dieses Wahrgenommensein von Gott. So wie sich Gott ereignet, ereignet sich ihnen ihr Leben als von Gott angesprochenes, gesuchtes, gedeutetes und ge-

liebtetes Leben. Gott schenkt die Möglichkeit zu einem fragmentarisch erfüllten und getrösteten Leben coram deo, ein Leben vor Gott.

Da, wo sich Gottes-Ereignisse miteinander verknüpfen, gewinnen Menschen ihre Identität, einen „göttlichen roten Faden“ ihrer Biografie, in dem und mit Hilfe dessen sie ihr Leben gewinnen, trotz und in aller Brüchigkeit. So wird ihnen Leben ermöglicht. Diesem „göttlichen roten Faden“

zu folgen, ihn selbst weiterzuspinnen, wäre modern gedacht Nachfolge Christi und damit die Einholung der vorab in der Taufe ge-

schenkten Identität als eigene Wirklichkeit. Solche Nachfolge wäre christliche Lebenskunst: die Kunst der Selbst- und Weltwahrnehmung im Lichte der Gotteserfahrung. Diese ist immer verbunden mit gemeinschaftlicher Erfahrung und sie ist ein Resonanzphänomen. Sie stellt sich in den Horizont Gottes und ist immer bleibend Gottes Gabe, Gott ereignet sich und

verknüpft sich als menschliches Leben. Nun wäre die These, dass dort, wo dieses Verknüpfungsgeschehen explizit wird (in

der ganzen Weite des Expliziten), „Kirche“ ist bzw. sich ereignet. Immer eingedenk dessen, dass sozusagen die Verknüpfungsleistung in Gott begründet ist und es

der Mensch ist, der diese aufnehmen darf, kann Mensch und Kirche sich selbst auch als Co-Kreator ansehen und

auch von seiner bzw. ihrer Verknüpfungsleistung sprechen. Von hier aus wären dann verschiedene Verknüpfungsleistungen und -arten in Blick zu nehmen. Diese bestehen z. B. im Erin-

Das Wort
wird Welt

göttlicher
roter Faden

Solche Nachfolge
wäre christliche
Lebenskunst

uern, Wiedererkennen, Antizipieren und vor allem im assoziativen Priming. Eine (vorschnelle) Ausdifferenzierung von kirchlichen Handlungsfeldern lässt sich aber von dort aus nicht einfach ableiten. Vielmehr muss diese Verknüpfung als komplexer und sozusagen überfließender Prozess gewahrt bleiben und einer allzu vereinfachenden Ausdifferenzierung gewehrt werden.

Worin besteht nun die Aufgabe des Pfarrers/der Pfarrerin innerhalb dieses Verknüpfungsgeschehens? Es spricht einiges dafür, diese pastorale Leistung im sogenannten „assoziativen Priming“ zu sehen. Etwas verkürzt gesprochen wäre der „antreffbare Pfarrer/Pfarrerin“ so etwas wie ein den Reiz der Verknüpfung von Ereignissen als „Gottes Ereignisse“ setzender „Impuls“. So würde der Pfarrer/die Pfarrerin – im obigen Sinne von CAV – Glauben wirken, besser gesagt „am Pfarrer/an der Pfarrerin“ würde Glauben gewirkt werden. Dies täte er, indem er als wahrnehmbare und antreffbare Gestalt des öffentlichen Evangeliums Menschen ihre Ereignisse als Gottes Ereignisse, mithin als roten Faden der Glaubensbiografie, verknüpfen lässt.

Ein letzter Blick auf das Gesagte sei aus aktuellem Anlass erlaubt. Auch wenn es verfrüht und angesichts des großen Leids und der vielen Verstorbenen unbotmäßig erscheint, so ließe sich als eine beobachtende Konsequenz aus der „Corona-Krise“ der Schluss ziehen, dass Kirche aus Ermangelung der face-to-face-Kontakte digitaler und der Pfarrer/die Pfarrerin eine vermittelte Gestalt geworden ist. Dies ließe sich mit den gedanklichen Linien,

die oben entfalten wurden, in ungefähre Deckung bringen. Abgesehen vom ästhetischen Wert der „Digitalisierung“ der Pfarrer/die Pfarrerin und dem mehr oder weniger gelungen „Spiel“ von Form und Inhalt in den verschiedenen Formaten der Notzeiten, lässt ganz konkret eine Überlegung des Landesbischofs, der in diese Richtung geht, aufhorchen. In seinem Schreiben „Abendmahl feiern in Zeiten der Corona-Pandemie“ (vom 27. März 2020) führt er folgendes aus:

„Deshalb raten wir als Kirchenleitung derzeit davon ab, medial vermittelte Abendmahlsfeiern ohne Gemeinde anzubieten. Wir empfehlen eher das stille Mitfeiern,

assoziatives
Priming

wie es auch sonst manche Gemeindeglieder in unseren Gottesdiensten praktizieren. Der Protestantismus kennt die Erfahrung,

dass sich nach langen Wochen ohne Abendmahl eine neue Freude am gemeinsamen Mahl einstellt. Wo aber ein Gemeindeglied in diesen Wochen isoliert ist, sich nur im Radio, Fernsehen oder Internet der Gemeinschaft der Heiligen verbunden fühlt und während einer (medial inszenierten) Austeilung ein vorbereitetes Stück Brot isst und einen Schluck Wein trinkt, vertrauen wir darauf, dass es diesen Menschen in seinem Glauben stärkt.“

Die Frage nach dem „digitalen Abendmahl“ ist ja auch die Frage nach der Rolle des „digitalen Pfarrers/der „digitalen“ Pfarrerin und der Antreffbarkeit seiner/ihrer Person. Und das im Fall des sakramentalen Kernhandelns des Abendmahls. Medial vermitteln lässt sich das Abendmahl nicht, so der Landesbischof. Es ist zumindest theologisch schwer vorstellbar. Im

benannten Fall scheint die Gemeinde, die konstitutiv für das Abendmahl ist, zu fehlen. Es ist aber die Frage, wo sich Gemeinde konstituiert. Man könnte sagen, in dem Moment, in dem Menschen den Gottesdienst medial vermittelt feiern, werden alle, die „mitfeiern“ zur Gemeinde. Es wäre dann eine virtuelle Gemeinde, wie sie sich jeden Sonntag vor dem Fernseher zusammenfindet. Beim medialen Abendmahl scheint zudem der Moment der persönlichen Zuwendung der Sakramentalien zu fehlen. Oder wie ein Dekan sich dazu äußerte: Vergebung muss persönlich zugesprochen werden. Bei diesem Argument wäre zu fragen, was denn „persönlich“ meint. Meint dies unmittelbar oder mit Vollmacht oder bei dem Empfänger wirklich „ankommend“? Dementsprechender Vorbehalt ist: Im Blick auf das Abendmahl kann Brot und Wein nicht wirklich bei dem ankommen, der vor dem Fernseher oder PC sitzt. Aber das, was ankommen soll, ist protestantisch-uniert „in, mit, unter“ den Substanzen. Ich würde mal die These vertreten, dass, wenn der Spender/die Spenderin, und die, denen es gespendet wird, das Abendmahl ordnungsgemäß (CA V) vollziehen, dann ist die Verheißung nicht gering, dass Abendmahl geschieht. Nichts anderes liegt dem Gedanken des Landesbischofs zugrunde, dass der, der vor dem Medium sitzt und sich verbunden mit dem Vollziehenden und dem Vollzug fühlt und seinen rituellen Vollzug (Empfang) tätigt, für sich so etwas wie Abendmahl (Stärkung im Glauben) erfah-

Es ist die Frage, wo sich Gemeinde konstituiert

Sein Antreffbarkeit könnte auch ästhetisch konstruierbar sein.

ren kann. Dies berücksichtigend und wenn man mit guten Gründen voraussetzt, dass der, der das Abendmahl sozusagen auf der anderen Seite des Mediums leitend feiert, dies in Verbundenheit mit dem Geschehen tut, geschehe sozusagen auf beiden Seiten des Mediums und somit auch durch das Medium vermittelt eine Abendmahlsfeier. Die politisch angebrachte Rücksichtnahme gegenüber der römisch-katholischen Kirche macht sich hier zuvörderst am Amtsverständnis fest. Wenn aber protestantisch-uniert von einem medialen Abendmahl begründet gesprochen werden kann, dann kann ebenso begründet von einer medial vermittelten Tätigkeit des Pfarrers/der Pfarrerin geredet werden. Thetisch gesagt: Er oder sie spendet digital das Heilige Abendmahl. Es braucht nicht seine leibhafte Gegenwart. Sein Antreffbarkeit könnte auch ästhetisch konstruierbar sein. Insgesamt waren und sind die Erfahrungen der Corona-Krise für die Kirche ambivalent: In Krisen braucht es Halt und die Kirchen werden öffentlich und auch persönlich als Orte dieses Halts wahrgenommen und durchaus geschätzt. Was für Baden-Württemberg dessen Ministerpräsident Winfried Kretschmann in einem Brief an die „Gläubigen der christlichen Kirchen“ zum Ausdruck bringt: „In diesen Zeiten brauchen wir Botchaften der Hoffnung, des Mutes und der Stärke mehr denn je, und wir brauchen die Gemeinschaft im Geist.“ Der pastoral und auch theologisch bevorzugte Weg, als Kirche und als Pfarrerin-

nen und Pfarrer Halt zu geben und zu sein, war den Kirchen und ihren Amtsträger*innen durch das Corona-Virus nahezu verunmöglicht. Sie konnten durch persönliche Begegnung und Berührung ihr Trost spendendes Evangelium nicht weitergeben. So musste die Kirche ihre zugeschriebene systemrelevante Bedeutung anders und neu herstellen. Dass dabei gewisse Zweifel an der eigenen Systemrelevanz aufkamen, war folgerichtig. Es ging ja scheinbar auch ohne vieles, was vor der Krise unentbehrlich schien. Deshalb begab sich die Kirche und die Pfarrpersonen vor allem in die digitale Welt. Eine Vielzahl von verschiedensten Formaten entstand. Dabei bestand und besteht die Gefahr einer zweifachen Nivellierung. Zum einem kann es passieren, dass Pfarrer und Pfarrinnen das, was sie analog machen/sagen, nun nur digital tun und es zu einer Art selbstinszenierender Darstellung von etwas kommt, was auf Mitvollzug angelegt ist. Zum anderen kann es passieren, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen sich nahezu unterschiedslos einreihen in die digitale Welt und es zu digitalen Vollzügen kommt, die den eigentlich (analogen) Gehalt (aus verschiedenen Gründen) nicht mehr transportieren können. Beide Effekte können dem, was mit Weitergabe des Evangeliums gemeint ist, nicht gerecht werden. Auch wenn eine Gesamtauswertung des kirchlichen Tuns in der Corona-Krise eine zukünftige Aufgabe wäre, so ist jetzt schon zu sagen, dass neben den vielen sehr gut gelungenen Aktionen auch beide „Schieflagen“ im medialen Verhalten von Kirche und Amtsträger*Innen vorkamen. Der mediale Weg könnte

ein Schweigen und eine offen gelassene Lücke viel versprechend

vielleicht auch anders gesucht werden. Er könnte aus der Erfahrung und dem Erleben entspringen, dass es protestantisch für eine bestimmte Zeit keines Gottesdienstes bedarf und ein Schweigen und eine offen gelassene Lücke viel versprechend sein könnten. Dieser bewusst zugelassenen „Nichtantreffbarkeit“ von Pfarrern und Pfarrerrinnen könnte korrelieren, dass neben der stark gesuchten medialen und virtuellen Öffentlichkeit noch weitere und andere Öffentlichkeiten vom pastoralen Tun aufgesucht würden. Teilweise wurden diese genutzt (zum Beispiel im Fall des Balkonings), teilweise nur wenig entdeckt. In der durch die Kontaktsperre sich anders aufstellenden Öffentlichkeit entstanden während der Corona-Krise neue Formen und neue Foren der Öffentlichkeit, der „Klein-Öffentlichkeit“ und der Nicht-Öffentlichkeit, die auch von Kunst bzw. ästhetisch aufgegriffen wurden. Diesen im pastoralen Tun nachzugehen, könnte lohnend sein. Die Theologie hat gerade in ihrer Tradition der „negativen Theologie“ ein nicht zu unterschätzendes Potential für eine Ästhetik des Leeren. Die nicht unerhebliche Gefahr besteht darin, dass nach der Krise das ins Digitale gehobene pastorale Tun einfach und recht schnell wieder re-analogisiert wird, und Kirche wenig aus der Krise als genutzte Chancen mitnimmt und sich verändert. Ein Grund für dieses Versäumnis wäre dann die auch in der medialen Präsenz der Kirche starke vernehmbare Zentrierung auf „den Pfarrer/die Pfarrerin vor Ort“, die sich im Live-Streaming mit dem Ortspfarrer/der Ortspfarrerin aus der Ortskirche für die Kerngemeinde widerspiegelte.

4. Lebenskünstler

Welche mehr oder weniger konkreten Impulse sind aus den vorgestellten Überlegungen abzuleiten? Eingedenk der Gefahr, zu verkürzen, plakativ oder appellativ zu werden, sind folgende thetischen Schlussfolgerungen denkbar. Dabei ist sicherlich nicht alles wirklich neu.

1. Stachel der pastoralen Tätigkeit ist das Einplanen einer bewussten und bemerkbaren Lücke im täglichen Arbeitspensum.

Diese ist als ein guter Teil der Arbeit, die leer bleibt, anzusehen. Das gehört zum Dienstauftrag und kann jederzeit ausgewiesen werden. Diese Lücke ist auszuhalten und nicht zu füllen. Auch nicht durch Kontemplation oder Stille. Sie trägt die Gefahr der Langweile und des Müßiggangs in sich. Sie ist die eingeräumte Erfahrung, nicht als Pfarrer oder

Pfarrerinnen und Pfarrer sind Lückenbüßer

Pfarrer und Pfarrerinnen sind Schöngeister

2. Maßgabe der pastoralen Tätigkeiten ist die Arbeit an ihrer Schönheit. Dies ist durch das Kreuz Christi immer eine „gebrochene Schönheit“. Sich an der Schönheit orientieren umfasst Freude haben, Spielräume zu suchen, Neues entdecken, Freiheit zu nutzen und Kraft zu bekommen. Dies alles muss und darf bei den meisten pastoralen Tätigkeiten „passieren“: Schönheit ist ein Geschenk Gottes und meint die Anteilhabe an der Faszination der Anmut der Gnade Gottes. Pfarrer und Pfarrerinnen sind Schöngeister.

3. Hauptziel der pastoralen Tätigkeit ist deren „Antreffbarkeit“. Dies kann ganz verschiedene Formen annehmen. „Antreffen“ ist mehr und anderes als „begegnen“. Es geht um die ureigene Öffentlichkeit des Wortes Gottes. Es müssen Wege und Räume gesucht, gefunden und bereitet werden, in denen „in, mit, unter“ dem Tun der Pfarrer und Pfarrerinnen Gott erwartbar und antreffbar ist. Dies umfasst auch, dass Pfarrer interpretierbar und deutungsoffen sind, dass sich Pfarrer entziehen, verbergen, verletzlich sind, um Raum für das Eigentliche zu geben. Pfarrerinnen und Pfarrer sind offene Kunstwerke.

4. Struktur der pastoralen Tätigkeit ist der Versuch, den roten Gottesfaden im Leben zu spinnen und „Gottes-Ereignisse“ miteinander zum Werden von Kirche zu verknüpfen. Die Tätigkeit von Pfarrer*innen ist Patchwork. Sie kennen, erzählen, erahnen, antizipieren und rekonstruieren kollektive und individuelle Lebensgeschichten. Sie verbinden Ungeahntes und Widersprüchliches, überbrücken und verzahnen. Dabei verlassen sie den Raum der Kirche, wechseln die Perspektiven und gehen unter das Volk. Sie folgen den Versen: „Ohne Vorbehalt und ohne Sorgen leg ich meinen Tag in Deine Hand. Sei mein Heute, sei mein Morgen, sei mein Gestern, das ich überwand. Frag mich nicht nach meinen Sehnsuchtswegen, bin aus Deinem Mosaik ein Stein. Wirst

mich an die rechte Stelle legen, Deinen Händen bette ich mich ein.“ (Edith Stein) Pfarrerinnen und Pfarrer sind Mosaikleger.

5. Schwungrad der pastoralen Tätigkeit ist das Miteinander von Form und Inhalt, von subjektiv und objektiv, von direkt und indirekt. Diese ästhetischen Grundkategorien sind Handwerkszeug von Pfarrerinnen und Pfarrern. Sie geben ihnen Freiheit und Bindung, Auftrag und Vollmacht, sie halten die pastoralen Tätigkeiten in produktiver, kreativer und verdankter Spannung. Pfarrerinnen und Pfarrer suchen stets nach der rechten Form für den rechten Inhalt und den rechten Inhalt für die rechte Form. Sie wissen, dass sie selbst nur eine Form für Gottes Inhalt sind, eine Form neben anderen. Kooperation, Flexibilität und Vielfalt sind damit gesetzte Bestandteile des Berufs. Die Frage nach Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit begleitet den Pfarrberuf fortwährend genauso wie die Aufgabe, direkte und indirekte Vollzüge voneinander zu trennen und füreinander zu tun, Gottesdienst und Verwaltung, landeskirchlich und parochial. Pfarrerin und Pfarrer sind Wanderer zwischen den Welten.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind Mosaikleger

Pfarrerin und Pfarrer sind Wanderer zwischen den Welten

Fachlich gut, geistlich getragen, persönlich gerne und wohlbehalten, so sollen Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Beruf ausüben können.⁸ Um dies durch die Veränderungen der Rahmenbedingungen zu gewährleisten, wurde und wird in unserer

badischen Landeskirche der Pfarrbildprozess durchgeführt. Neben den guten Rahmenbedingungen wird in Zukunft entscheidend das „Innere“ der pastoralen Tätigkeiten sein, also deren Qualität. Diese ist in Form von Güte zunächst schöpfungstheologisch geschenkt und protestantisch aus Gnade gestundet. Pastorale Qualität zu gewähren und zu erhalten, ist aber auch die Auf-

gabe von Menschen, also die Aufgabe von Kirche, Kirchenleitung und jedem einzelnen Pfarrer und jeder einzelnen Pfarrerin. Wesentlich wird diese Qualität weniger abhängen von der Nähe zu den Menschen, so das Eingangsstatement vom Vorsitzenden des Deutschen Pfarrverbands Kahnt, sondern von Gottes Nähe.

Diese Nähe zu Gott könnte man bestimmen als Teilhabe an seinem Geist, seinem Geist als schöpferischer Kraft, von der alles Lebendige ausgeht, be-seelt und erhalten wird. Die Qualität pastoraler Arbeit könnte sich wiederfinden in der professionellen Fä-

higkeit zu dieser demütigen und kreativen Teilhabe am Geist Gottes, diesem gegenüber sowohl offen zu sein als auch ihn zur Darstellung zu bringen, also als geistvolles, offenes, schöpferisches pastorales Kunstwerk Gottes Nähe verlässlich und öffentlich antreffbar zu „machen“. Es könnte in Zukunft weiterhin und stärker darauf ankommen, dies im Blick zu haben und „gut“ zu machen. Einen geistesgeschichtlich wohl begründeten Hinweis in diese Richtung gibt der Philosoph Volker Gerhardt in seinem Vortrag am Abschlussstag der Berufsbildprozesse am 20.2.2020 in der Chris-

tuskirche in Karlsruhe. Im wichtigen Außenblick schärft er relativ unverhohlen den Pfarrerinnen und Pfarrern eine geistvolle Ernsthaftigkeit ein. Dieses aufnehmend und angereichert durch die ästhetische Idee einer Theorie und Praxis einer authentischen christusförmigen pastoralen Lebensform sind seine Sätze über den Pfarrer als Geistlichen durchaus wert zu beherzigen: „Als geistlich wird man also jemanden ansehen, der von seinem Glauben überzeugt ist und selbst in Kenntnis mancher Bedenken und eigener Schwächen von seinem ihm Kraft, Mut und Zuversicht gebenden Glauben nicht ablässt. ... Entscheidend ist, wie sehr man vom Ernst seiner Aufgabe durchdrungen ist und in wie weit es einem möglich ist, dem gemeinsamen Anspruch persönlich gerecht zu werden. ... In der christlichen Überlieferung gehört dazu ein Geist, der in der Geistlichkeit des Einzelnen seine existenzielle Tiefe hat. Deshalb haben insbesondere Pfarrerinnen und Pfarrer, Diakoninnen und Diakone, die aus meiner Sicht die wichtigsten Repräsentanten der christlichen Kirche sind, aus dem Geist ihres Glaubens tätig zu sein. Sie haben, um einen zu Unrecht altertümlich erscheinenden Ausdruck zu verwenden, Geistliche zu sein. Das Tun eines Geistlichen lässt sich weder lehren noch verordnen. Es muss aus der Kraft des eigenen Glaubens kommen und mit der Begeisterung geschehen, die dem Geist in der im ihm zugehörigen Freiheit, den schönsten Zugang zum Leben eröffnet.“⁹

■ Jochen Kunath, Freiburg

- 1 <https://www.pfarrerverband.de/archiv/kahnt-evangelische-christen-erwarten-von-ihrer-kirche-ortsnaehe-und-pfarrerinnen-und-pfarrer-die-zeit-haben-und-nahe-beiden-menschen-sind>, abgerufen am 15.4.20.
- 2 Vgl. Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, vor allem die Seiten 96-105 und die dazu gehörige Zusammenfassung auf S. 13
- 3 KMU V S. 90.
- 4 KMU V S. 80ff.
- 5 Vgl. Badische Pfarrvereinsblätter 11/12-2019, S. 494ff.
- 6 Vgl. dazu ausführlicher den Artikel vom Verfasser: „»Von Gott wahrgenommen« – auf dem Weg zu einem ästhetischen Kirchenbegriff“, in: Badische Pfarrvereinsblätter 2/2014, S. 46 ff.
- 7 Vgl. hierzu v.a. die einschlägigen Werke einerseits von Gernot Böhme und andererseits von Hermann Schmitz.
- 8 Vgl. Badische Pfarrvereinsblätter 1/2019, S. 21.
- 9 Der Vortrag von Volker Gernhardt wird demnächst im Deutschen Pfarrereblatt erscheinen.

Kirche geschlossen?

Liturgisches Recht in Corona-Zeiten

■ **Was geht und was geht nicht in Corona-Zeiten? Und wer hat dabei welches Heft in der Hand? Diesen Fragen geht Prof. Dr. Uwe Kai Jacobs, der Kirchenrechtler im EOK, in einem Kurzbeitrag nach.**

Die „regelmäßige Feier von Gottesdiensten“ rechnet die Grundordnung der Landeskirche zum Grundauftrag der Pfarrgemeinde (Artikel 13 GO). Als Organ der Pfarrgemeinde legt der Ältestenkreis „Zahl und Zeiten der gemeindlichen Gottesdienste“ fest (Artikel 16 Abs. 3 Nr. 7 GO). Dies ist sein Recht und seine Pflicht. Niemand kann ihm das Recht nehmen, niemand ihn von der Pflicht befreien. Dies bildet die Basis des liturgischen Rechts auf Gemeindeebene.

Die gottesdienstliche Versammlung in der Gemeinde ist der nucleus der Kirche. Die reformatorische Theologie spricht davon – buchstäblich – Bände. Nun haben sich freilich ganz andere Bänder davorgeschoben, nämlich rot-weiße Absperrbänder. Sie sollen das Coronavirus fernhalten, sperren aber zugleich die Gemeinde von ihrer Kirche als Versammlungsort aus. Gottesdienste stehen unter Corona-Verdikt.

Die guten Gründe dafür seien nicht bestritten. Wie aber kann die Pfarrgemeinde ihr Gottesdienstrecht handhaben? Darf

sie die Zahl der Gottesdienste, um ein Beispiel zu bilden, aus Vorsicht und Nächstenliebe bis zum ersten Advent auf Null setzen? Wie steht es dann um das widerstreitende „Recht des Nächsten“ auf Teilnahme an einem Gottesdienst, postuliert doch die Grundordnung als „Grundrecht der Kirchenmitglieder“: „Sie haben Anspruch darauf, dass ihnen in regelmäßigen öffentlichen Gottesdiensten und aus besonderen Anlässen Gottes Wort verkündigt und das Abendmahl gereicht wird“ (Artikel 9 Abs. 1 GO). Dieser „Anspruch“ steht unter keinem Hygienevorbehalt.

Oder doch? Ganz fremd ist dem liturgischen Recht der „Ausnahmefall“ nicht. Die Lebensordnung Abendmahl kennt ihn durchaus und regelt: Statt des Gemeinschaftskelches können „in Ausnahmefälle auch Einzelkelche benutzt werden“ (Artikel 3 Abs. 1 LO). Eine Pandemie wird unstrittig einen Ausnahmefall im Sinne der LO darstellen. Dann ist auch der Empfang des Abendmahls in nur einer Gestalt absolut zulässig (Absatz 4). Was aber, wenn die Kirche geschlossen bleibt? Läuft dann alles Recht ins Leere?

Über das „Ob“ und das „Wie“ des Gottesdienstes, also sein Format, darf nicht die Landeskirche entscheiden. Ihre Kompetenz liegt in der Setzung des Rahmens, etwa durch Lebensordnungen und Agenden (Artikel 65 Abs. 2 Nr. 5 GO). Und sie

kann auf die mit der Pandemie verbundenen Hygienebedingungen sowie auf das einschlägige staatliche Recht (Landesverordnungen)¹ hinweisen. Die Situation vor Ort, was dort also möglich oder nicht möglich ist, hat die Landeskirche naturgemäß nicht im Blick und kann sich nicht an die Stelle des Ältestenkreises setzen. Daher kann es auch kein subjektives Recht, also keinen Klageanspruch, der Kirchenmitglieder auf einen Gottesdienst in gewohnter Form geben, quasi gegen die Vernunft der Medizin.

Was es aber auch nicht geben darf, ist gottesdienstliche Funkstille. Die Gemeinde erweist sich dadurch als lebendig, dass sie auf Sendung bleibt. Dies kann der Online-Gottesdienst sein, dies kann die Offene Kirche zum stillen Gebet Einzelner an bestimmten und veröffentlichten Zeiten sein, dies kann die an der Kirchenpforte ausgelegte Predigt „to go“ sein. Dies kann der Gottesdienst „auf Abstand“ für wenige Mitfeiernde sein, wie er seit Kurzem gesundheitsrechtlich wieder zulässig ist. Die Corona-Zeit stellt praktisch-theologische Herausforderungen.

Als „Ausnahmefall“ erfüllt dies alles durchaus die Kriterien des Kirchenrechts, dass die Gemeindeglieder die Chance haben müssen, auf Gottes Wort zu hören, dass ihnen sein Wort nahegebracht wird, in welcher medialen Form auch immer. Die Agora, auf der der Apostel steht, kann digital sein. Der Kirchenraum, der immer schon selbst, kraft seiner Ästhetik und seiner Ikonographie, predigt, sollte, wenn auch in begrenzter Form, zugänglich sein.

Es darf keine gottesdienstliche Funkstille geben

Über all' das entscheidet der Ältestenkreis kraft seiner Einschätzung der Möglichkeiten zur Realisierung. Genauso sieht es auch die pfälzische Nachbarkirche. Sie hat Anfang Mai 2020 Richtlinien veröffentlicht, die klar und eindeutig formulieren:

Über die Öffnung der Gottesdiensträume und den Termin der Wiederaufnahme der Gottesdienste entscheidet das Presbyterium der jeweiligen Kirchengemeinde.²

Das liturgische Recht, das zwischen Kompetenzen der Landeskirche und Kompetenzen der Gemeinden unterscheidet, ist also nicht außer Kraft gesetzt. Das ginge auch gar nicht. Gerade in Corona-Zeiten zeigt sich, inwieweit es lebensdienlich und konkret gehandhabt werden kann.

■ Uwe Kai Jacobs, Karlsruhe

1 www.baden-wuerttemberg.de/corona-verordnung

2 Richtlinien [des Landeskirchenrats] für Gottesdienste in Kirchen / Kapellen / Andachtsräumen in der Pfalz in Corona-Zeiten (Vorspruch), in: Newsletter 18/2020 des Evangelischen Kirchenboten für die Pfalz. Die badische Landeskirche hat ein Schutzkonzept für die Feier von Gottesdiensten veröffentlicht: www.ekiba.de/schutzkonzept.

Schöpfung

■ Wir setzen unsere „Reihe: Was uns eint?“ mit zwei Beiträgen von Kollegen zur Schöpfung fort. Armin Graf ist Gemeindepfarrer im südbadischen Neuenburg und Ulrich Löffler ist Studienleiter für allgemein bildende Gymnasien im RPI im Evangelischen Oberkirchenrat. Im nächsten Heft wird es um das Herzstück unseres Glaubens, um die Christologie, gehen.

Zur Entstehungsgeschichte und Gestalt der beiden Texte von Armin Graf und Ulrich Löffler

Die beiden Texte von Armin Graf und Ulrich Löffler entstanden nach einem längeren Gespräch in Karlsruhe. In diesem Gespräch ergaben sich sehr viele und grundsätzliche Übereinkünfte hinsichtlich der Schöpfungsthematik. Es war den beiden Gesprächspartnern schnell klar, dass überhöhte kontrovers-theologische Positionierungen nur künstlich wirken konnten. Weiter wurde vereinbart, dass beide Texte jeweils von Praxiserfahrungen ausgehen sollten, die die Bedeutung der Thematik in der konkreten Arbeit von Predigt, Seelsorge und Unterricht ansprechen sollten. Dennoch sind die Texte keine Gemeinschaftsarbeiten. Die inhaltlichen Schwerpunkte der beiden jeweils eigenständig erstellten Texte sind bei allen Parallelen verschieden: Armin Graf zeichnet ausführlicher biblische Horizonte nach. Ulrich Löffler befasst sich verstärkt mit theologiegeschichtlichen Entwicklungslinien.

Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?

Schöpfung und Geschöpfe (Armin Graf)

Zwei Erlebnisse geben mir die Fragen, um die ich mich in dieser Reihe – „Was uns eint“ bemühe. Ich möchte sie kurz umreißen: Vor Jahren nahm ich die Hefte meiner 6. Religionsklasse mit nach Hause, um sie zu korrigieren. Sara, eine sehr aufmerksame Schülerin, schrieb mir noch einen persönlichen Satz ans Ende ihres Hefteintrags: „Lieber Herr Graf, früher habe ich an Gott geglaubt, jetzt kann ich das nicht mehr, weil ich nicht glauben kann, dass diese Welt in 6 Tagen entstanden sein soll!“

Das zweite Erlebnis war auf einer Skifreizeit in der Schweiz, in der ich die geistliche Leitung übernommen hatte. Inhaltlich beschäftigten wir uns mit dem Glaubensbekenntnis und dort u.a. mit dem Verständnis des 1. Artikels. Bei einer Liftfahrt fragte ich einen Teilnehmer, wie es ihm denn mit dem Thema gin-

ge. Seine Antwort klingt mir noch im Ohr: „Ich möchte mich mit der Frage nach der Entstehung der Welt nicht auseinandersetzen. Ich habe sonst Sorge, dass mir mein Glaube abhandenkommt!“

Die eine meinte nicht mehr glauben zu können, weil sie die Schöpfungsberichte wörtlich genommen hat, und der andere, nicht mehr glauben zu können, wenn er die Schöpfungsberichte nicht wörtlich nehmen kann. Dahinter steht die Frage:

Wenn ich die Bibel nicht wörtlich nehmen kann, was gilt dann überhaupt noch, wo fängt das an und wo hört das auf? „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?“

Beide Anliegen ernst zu nehmen, sie als Ausdruck der Sehnsucht, glauben zu können, wahrzunehmen und hier einen Antwortversuch zu geben, das ist meine innere Motivation. Deshalb habe ich mich bereit erklärt, in dieser Reihe mitzumachen.

Denn zwischen diesen beiden Polen bewegt sich für mich der eigene Glaube wie auch dessen Vermittlung in Schule und Gemeinde.

Wesentliche Anstöße, die sich auch in den folgenden Erläuterungen wiederfinden, verdanke ich hier Helmut Thielicke, ohne im Einzelnen darauf zu verweisen.

zwischen diesen beiden Polen bewegt sich für mich der eigene Glaube wie auch dessen Vermittlung in Schule und Gemeinde

Der Anfang der Heiligen Schrift beginnt mit den beiden Schöpfungserzählungen, aber diese standen nicht am Anfang des Glaubens des Volkes Israels. Die eigentliche Mitte, der zentrale Blickpunkt war das rettende, geschichtliche Handeln Gottes an seinem Volk.

So gingen sie nicht von einer wissenschaftlichen Frage aus, woher und wie denn alles Leben entstanden ist. Sondern sie erfuhren in ihrem Leben die wirksame Hilfe Gottes beim Exodus. Gott war für sie keine Idee, sondern sie erlebten ihn als führend und bewahrend durch die Geschichte. Und alles was ihnen begegnete, sahen sie von dieser Erfahrung her.

So wie später auch die Jünger gar nicht anderes konnten, als die Geschichte Jesu von der Ostererfahrung her weiter zu erzählen. Sie verkündigten als Ergriffene und nicht als unbeteiligte Zuschauer! Ihre

Erzählungen waren Glaubenszeugnisse und keine Protokollberichte

Erzählungen waren Glaubenszeugnisse und keine Protokollberichte.

Diese Glaubenserfahrung bildete den Hintergrund, als die Hebräer später bei der Selbsthaftwerdung auf fremde Schöpfungsvorstellungen stießen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sich auch ihrer Bild- und Sprachwelt bedienten.

Ein solches Aufeinandertreffen nötigte sie zur theologischen Reflexion.

Wenn Gott der ist, den wir erlebt haben in seinem Wort und seinem Tun, was bedeutet dies für Anfang und Ende der Welt? Was bedeutet dies für Leben und Sterben, für Diesseits und Jenseits?

Wer diese Fragestellung vor Augen hat, der erkennt, dass die Menschen der Bibel nicht mit naturwissenschaftlicher Neugier fragten, wie alles geworden ist.

Sie versuchten nicht den Bohrer des Rückfragens tiefer und tiefer in das Urgestein zu treiben, sonst würden wir diese Spuren noch heute in den Texten erkennen können.

Der Grundtenor war ein anderer. Er was das Lob Gottes – siehe es war sehr gut!

Hier, vor Grundlegung der Welt, beginnt die Liebesgeschichte Gottes, die Schöpfung als äußerer Grund des Bundes Gottes.

In den beiden Erzählungen aus Genesis 1 ist diese besondere Beziehung zwischen

Gott und dem Menschen das eigentliche Thema. Auch der Mensch ist am 6. Tage zusammen mit den Tieren geschaffen. Aber er erhält seine Besonderheit gegenüber dem Tier, seine Sonderstellung im

Kosmos nicht dadurch, dass er „über dem Tier“ steht, sondern dass er in einzigartiger Weise „unter Gott“ steht. Hier zeigt sich das Wesen des Menschen, über dessen Leben nicht steht: „Es“ werde, sondern der sich von Gott gerufen weiß, von einem „Du“ angesprochen ist, von ihm her seine Würde erhält, von ihm eine Grenze gesetzt bekommt, die er nicht übertreten, nicht berühren soll. Von diesem göttlichen „Du“ wird er auch beauftragt, diese Erde zu bebauen und zu bewahren.

Der Mensch ist eben mehr als nur ein „nackter Affe“, wie Schmidt-Salomon es sarkastisch formuliert.

Und diese Liebesgeschichte endet selbst dann nicht, als die Menschen sich von Gott abwenden, mit dem Rücken zum Paradies stehen. Sie stehen dort unter der erhaltenden Gnade Gottes, nicht nackt und bloß, sondern sichtbar gekleidet durch Felle, für die ein erstes Opfer nötig geworden ist.

Die biblischen Erzählungen sehen den Menschen in seinen Relationen, in der Beziehung zu Gott, zum Nächsten, zur Schöpfung und sie nehmen ihn eben nicht genetisch in den Blick. Sie erzählen davon, wozu er in dieser Welt ist, was sein Auftrag und sein Wesen ausmacht, und woher er die Antwort auf beide Fragen erhält.

Wer die biblischen Texte so liest, der liest sie nicht als biologische oder geologische Manifestationen, sondern als Glaubenszeugnisse. Und diese erzählen nicht davon, wie alles geworden ist oder wo und wann

Die biblischen Erzählungen sehen den Menschen in seinen Relationen

es bedarf des betenden Hörens, des testimonium spiritus sancti

sich welche Prozesse ereignet haben. Wenn in der badischen Taufagende als Gebetsvorschlag für die Eltern formuliert

ist: „Du hat uns dieses Kind geschenkt“, dann geschieht dort genau dieselbe Einordnung der genetischen Fragestellung in das Wissen um das „Wesen“ des Menschen,

um seine Gottebenbildlichkeit. Die Eltern sagen damit nicht, dass Gott ihnen das Kind als Windelpaket überreicht hat. Nein, sie wissen sehr wohl um die Zusammenhänge von Zeugung und Geburt, vom Werden und Entstehen ihres Kindes und doch ist ihnen in all diesen Prozessen Anderes, Größeres wichtig geworden.

In all diesen skizzenhaften Ausführungen geht es mir darum, dass wir die bildlichen Aussageformen der Schöpfungstexte nicht für die Sache selbst halten, aber auch nicht als bloße, zeitgebundene Chiffren sehen. Sondern in diesen Erzählungen erschließt sich eine ungeheure Botschaft für den, der diese durch die Aussageform hindurch wahrnimmt. Die Wahrheit dieser Botschaft lässt sich aber auch nicht einfach durch die

historisch-kritische Methode gleichsam im Tagebau schürfen. Sondern es bedarf des betenden Hörens, des testimonium spiritus sancti.

Denn hier entdeckt der Glaube das Wort Gottes durch alle menschlichen Worte hindurch.

Ich wünsche mir, dass in unseren Gemeinden und Schulen das Ärgernis und der Widerspruch des Schöpfungsglaubens an der richtigen Stelle stattfindet und sich nicht in einem Nebenkrater niederschlägt.

Dieser Widerspruch ist m.E. dann zu erheben, wenn Naturwissenschaft egal welcher Provenienz sich daran macht, die Entstehungs- und Vergehensprozesse nicht nur zu beschreiben und zu erklären, sondern wenn aus dieser Beschreibung eine Lebens- und Wesensdeutung wird:

Wenn der Mensch z. B. auf sein bloßes Säugetierdasein reduziert und daraus auch seine Bestimmung und sein Wesen abgeleitet

wird, mit allen ethischen und heute besonders auch medizinethischen Konsequenzen.

Wenn der angenommene Entstehungsprozess unserer Welt nicht nur beschrieben, sondern als ein rein zufälliges Produkt gedeutet wird und hierbei die Methoden der Naturwissenschaft verlassen werden, Naturwissenschaft zur Religion wird. Und gibt es wirklich eine Verantwortung für den Umgang mit dieser Welt und unser Leben in ihr, wenn es nicht auch eine Verantwortung vor dem gibt, der sie ins Leben gerufen hat? Wer sollte einer Generation, die für sich das Ende des menschlichen Lebens beschließt, sagen können, dass dies unverantwortlich sei?

Denn aus dieser Perspektive wird das Leben nicht als ein Gegebenes betrachtet, bei dem der Geber aller Gaben im Hintergrund steht, sondern als ein lediglich zu gebrauchendes und verbrauchendes Dasein. Da bin ich Schöpfer, Richter und Totengräber meiner selbst!

kein theologisches Veto gegen die Beschreibung evolutionärer Prozesse

Mein Veto setzt dort ein, wo aus Beschreibung Weltdeutung, aus Biologie oder Geologie eine Art „Theologie“ wird

Nein, ich brauche kein theologisches Veto gegen die Beschreibung evolutionärer Prozesse durch die Naturwissenschaft aufgrund der Schöpfungstexte einzulegen.

Diese verhalten sich gegenüber der wissenschaftlichen Erklärung neutral.

Mein Veto setzt dort ein, wo aus Beschreibung Weltdeutung, aus Biologie oder Geologie eine Art „Theologie“ wird.

Dieses Veto hat seinen Grund nicht am Festhalten an einer wörtlichen Interpretation der Schöpfungserzählungen, sondern gründet im Glauben an den Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Neuschöpfer meines Lebens, so wie es Martin Luther in der Erklärung zum 1. Artikel schreibt: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen reichlich und täglich versorget ... für all das ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin!“

Einen Zugang zum Glauben an Gott den Schöpfer erhalten wir heute genau so wenig wie damals, indem wir bei der Frage einsetzen: Hat Gott die Welt erschaffen – ja oder nein?

Aus dieser distanzierten Haltung heraus finden wir im besten Falle zu einer „prima causa“ oder zu einem erhabenen Gott.

Die Hebräer weisen uns hier einen anderen, ver-

heißungsvollen Weg. Wenn ich heute als Christ von der Erfahrung des Glaubens an den auferstandenen Christus herkomme, mit und von dem her lebe, „der da ist

und der da war und der da kommt“, dann setzt dieses Bekenntnis bei der Glaubenserfahrung ein und schreitet so zu kosmologischen Folgerungen fort.

Christus ist eben nicht „nur“ der Erlöser, sondern auch Mit- und Neuschöpfer.

Diesem Christusglauben wohnt zuzusagen das nach Außertreten und nach Außendeuten der eigenen Welterfahrung inne, so wie es sich auch damals in den Glaubenszeugnissen der Schöpfungserzählungen niedergeschlagen hat.

Ob meine damalige Schülerin Sara, die heute eine junge Frau sein müsste, und jener Teilnehmer von der Skifreizeit diese Denkrichtung als eine Hilfe zum Glauben empfinden würden? Ich würde es mir wünschen.

Literaturverzeichnis:

- Helmut Thielicke, Mensch sein – Mensch werden, Entwurf einer christlichen Anthropologie, München - Zürich 1976
- Ders., Wie die Welt begann, Stuttgart 1960
- Woher wir kommen: die Schöpfung. In: Wer glaubt, denkt weiter. Briefkurs für fragende Menschen, hrsg. von der Projektgruppe Glaubensinformation [Herderbücherei Bd. 550], Freiburg im Breisgau 1976, S. 37-44.

Die Welt als Schöpfung Gottes im Zeitalter der Naturwissenschaften (Ulrich Löffler)

1. Gesprächsanlässe. Drei Unterrichtsszenen

Szene 1: Markus, mein (jetzt schon erwachsener) Neffe war als Schulkind begeisterter „Fan“ von Dinosauriern. Er besaß und bewunderte Dinosaurier in allen nur denkbaren „medialen Aggregatzuständen“: Als Stofftiere, als Themen von „Was-

ist-was“-Büchern und als Filmhelden von Videokassetten (erinnert sich noch jemand?). Als im Religionsunterricht 1. Mos.1, 1.2, 4a besprochen wurde, fragte Markus: „Wo sind denn hier die Dinos?“ Die für Markus mehr als enttäuschende Antwort der Lehrkraft lautete: „Diese Frage gehört nicht hierher.“ Selbst wenn man anerkennen wollte, dass mit dieser Antwort nahezu lupenrein Karl Barths Differenzmodell in der Verhältnisbestimmung zwischen Naturwissenschaft und Theologie laut wurde – jeder mitfühlende Praktiker wird verstehen, wenn für Markus in diesem Moment der Wahrheitsgehalt wenigstens *dieses Religionsunterrichts* erledigt war. Ein Gesprächsanlass wurde nicht genutzt.

Szene 2: Viele Jahre später (etwas Anfang der 2000er Jahre) wurde ich anlässlich eines Unterrichtsbesuchs Zeuge einer ähnlichen Szene. Eine Referendarin hatte in einer ersten Klasse hingebungsvoll und materialreich die Werke der Schöpfung Gottes präsentiert; es ging immer entlang des Schöpfungstextes in 1.Mos. 1. Fast am Ende der Stunde fragte ein Schüler unter fehlerfreier Aussprache des Fremdwortes: „Und was ist nun mit der Evolution?“ Zum Glück für die junge Kollegin – und auch ich kam leicht ins Schwitzen! – läutete sogleich die Pausenglocke. Auf meine Frage, ob er denn schon lesen könne und den komplexen Begriff „Evolution“ so aufgeschnappt habe, antwortete der Schüler: „Nein, lesen kann ich noch nicht. Aber meine Eltern haben DVDs.“ Bemerkenswert an diesem wirklich nur kurzen Wortwechsel ist: Evolutionslogiken sind Denk- und Sprachformen, die inzwischen auch die Jüngsten unter uns wahrnehmen

und zwar in einer sich rasant wandelnden Medienwelt.

Szene 3: Im Februar dieses Jahres diskutierte ich mit einer Oberstufenklasse die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Sterbehilfe. Ausgangspunkt war ein Interview mit dem evangelischen Theologen Peter Dabrock. Er wandte sich dezidiert gegen eine absolut gesetzte „Überhöhung des Autonomiebegriffs“, der den einzelnen Menschen in jeder Lebensphase zum (letztlich absolutistischen) Herren seiner selbst mache. Es bedurfte im Unterricht einiger didaktischer Schleifen, um zu klären: Die Voraussetzung für Dabrocks Kritik war offensichtlich das christliche Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer und zum Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes. Die Debatte nahm dann erst an Fahrt auf. Folgende Fragen und Aspekte waren maßgeblich: Warum sich für den christlichen Glauben menschliche Freiheit und Bindung an Gott und den Nächsten nicht aus-, sondern gerade einschließen? Dass auch für Christenmenschen in den Grenzsituationen des Lebens nicht einfach „alles glasklar“ sei, wenn nur intensiv genug bestimmte Vokabeln („Geschöpflichkeit“! „Gottesebenbildlichkeit“!) traktiert werden.

2. Die Bibel als Lehrmeisterin einer Vielsprachigkeit des Glaubens und des „anderen Blicks“

An den drei Szenen zeigt sich u. a., dass sich das Reden und auch der Streit um Gott den Schöpfer bei genauer Betrachtung kaum in der Form kontextfreier „Ja-Nein“-Alternativen bewerkstelligen

lässt. Eine Reduktion der Schöpfungsthematik auf Fragen wie „Hat Gott die Welt in sieben Tagen geschaffen oder ist sie durch die Evolution entstanden?“ greift darum auch theologisch entschieden zu kurz. In einer solchen Reduktion treffen sich nach meiner Beobachtung übrigens oftmals christliche Kreationisten und radikal-biologistische Religionskritiker vom

Raus aus der
Pro-und-Contra-Falle

Schlage eines Richard Dawkins. Pointiert formuliert: Die Bibellektüre von radikalen Religionskritikern kann (mit

Bedacht!) radikal fundamentalistisch ausfallen¹, um dann die „Feindschaft des Feindes“ möglichst plastisch werden zu lassen².

Wer aus dieser Pro-und-Contra-Falle heraus will, sollte zunächst die Bibel genauer lesen. Schon der „auf Kanzel und Katheder“ gern verwendete Begriff des „Schöpfungsberichtes“ wird der Pluralität biblischer Schöpfungstexte nicht gerecht. In der Heiligen Schrift stehen weder lupenreine Protokollsätze naturwissenschaftlicher Theoriebildungen noch messgenaue Laborberichte des Wirkens Gottes. Es gibt in der Bibel keine Schöpfungsberichte. Die biblischen Schöpfungstexte pflegen *andere Sprachen* über Pflanzen, Menschen und Tiere als Geschöpfe des einen Gottes. Diese Texte sprechen von Gott dem Schöpfer. Sie transportieren aber auch ein Erfahrungswissen von der Welt, das freilich ohne unsere „Instrumente der Neuzeit“ (z. B. Mikroskop, Teleskop, Computertechnik) gewonnen wurde. Dieses (z. T. priesterliche) Wissen formuliert tiefe Einsichten, auch Wissen über die Natur. Dieses Wissen entstammt aber keiner methodisch konsequenten Naturwis-

senschaft im heutigen Sinne. Im Gespräch zwischen Armin Graf und mir, das unseren beiden Texten vorausging, haben wir uns in diesem, wie in vielen anderen Aspekten, sehr schnell verständigt. Unsere Übereinkunft kam nicht von ungefähr. Die Theologie hat durch die Jahrhunderte mühsam lernen müssen: Die Heiligkeit der Heiligen Schrift macht sie gerade *nicht* zu einem naturwissenschaftlichen Kompendium, mit dessen Autorität man unmittelbar, effektiv und sachgerecht in die Methoden- und Ergebnisdebatten der Biologie oder der Astrophysik eingreifen kann.

Einigkeit: Schöpfungstexte haben eine andere Sprache als die Naturwissenschaft

Genauere Bibellektüre ist auch in der Schöpfungsfrage weder kontext- noch geschichtsblind. Zu den von Armin Graf in dieser Sache angeführten Aspekten will ich nur noch einen weiteren, scheinbar nebensächlichen, hinzufügen. Schon der scheinbar protokollartig verknappte biblische Ausdruck „Der Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat.“³ entfaltet eine bunte Bedeutungsfülle, wenn man seine Kontexte beachtet. Diese Fülle reicht vom Schwur über die Bitte bis hin zum politischen Statement.

Begründungsdruck für die Rede von Gott dem Schöpfer

Oftmals ist das Gebet nicht weit, wenn von Gott dem Schöpfer gesprochen wird. Dabei ist Schöpfungsglaube (wie übrigens auch das Gebet!) alles andere als Ausdruck von weltflüchtiger Innerlichkeit; bereits die ersten Seiten der Bibel zeigen, dass sie um die Eingebundenheit des Menschen in die natürlichen Zusammenhänge der belebten und der unbelebten Welt weiß. Sie benennt Verantwortlichkei-

ten und Schuldverstrickungen des menschlichen Miteinanders und der Beziehung zu Gott. Die biblischen Texte formulierten diese Einsichten zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Konfliktlagen und in unterschiedlichen sprachlichen Gestalten. Diese Pluralität biblischer Texte auch geschichtlich zu differenzieren ist nach meinen Lebens- und Glaubenserfahrungen letztlich kein Angriff auf den Glauben. Zu oft erwachsen mir aus solchen Differenzierungen (auch geistliche) Aha-Erlebnisse sowie heilsame Revisionen und Neuorientierungen im Glauben an Gott den Schöpfer.

3. Schöpfungsglaube – Weltwissen - Naturwissenschaft

Eine bekannte, fast schon trivial klingenden Tatsache ist nun: Das im vielfältigen Zeugnis der Bibel gegründete, für den christlichen Glauben unaufgebbare Reden von Gott dem Schöpfer sieht sich seit dem 17. Jahrhundert, spätestens seit dem 18. Jahrhundert, einem stetig wachsenden Begründungsdruck, vor allem seitens der Astronomie und der Biologie, ausgesetzt. Die mathematisch und experimentell gestützte

Entwicklungsgeschwindigkeit der Naturwissenschaften ist groß. Die prominenten Namen Galilei und Darwin stehen nur für eine Startphase, in der allerdings die Naturwissenschaftler ihre Arbeit oft auch als (physikotheologischen) Aufweis des Schöpfungswirkens Gottes sahen. Insofern muss die (in ihrem Ansatz letztlich gescheiterte) Physikotheologie des 17. und 18. Jahrhunderts auch als eine Wurzel der

modernen Naturwissenschaften gelten. Ein Indiz für den naturwissenschaftlichen Begründungsdruck auf die Theologie ist die immer wieder auftauchende Diskussion um das Wirken Gottes in den kausallogisch erklärbaren und messbaren Wirkzusammenhängen der Welt. Dabei steht auch das mechanistische Weltbild längst zur Debatte. Nicht zuletzt die Physik des 20. Jahrhunderts hat gezeigt, dass sich einstmals hochgewisse Naturerkenntnisse fundamental relativeren. Allerdings sollte die Theologie vorsichtig sein, zum Beispiel in der Quantenmechanik vorschnell neue Spielräume Gottes auszumachen. *Spannungsverhältnisse werden bleiben*. Einerseits muss anerkannt werden, dass große Naturwissenschaftler angesichts ihrer tief gründenden Forschungen nicht umhin konnten, am Ende von Gott zu sprechen. Andererseits bleibt der faszinierte, apparategesteuerte Blick auf die Strukturen der Natur als theologisches „argument from design“ zutiefst zweischneidig. Angesichts von Krebszellen, Erdbebenopfern und „nett“ aussehenden Coronaviren wird es rasch brüchig. Straftheologische Argumentationen („Die virale Seuche ist die objektiv wahrnehmbare Strafe Gottes“) sind für den christlichen Glauben dabei einer kritischen kreuzestheologischen Prüfung zu unterziehen; zudem weist uns Röm.8, 20ff mit weitem Blick auf einen immer wieder vergessenen Aspekt des Schöpfungsglaubens hin. Die uns zugängliche Welt mit ihren Geschöpfen ist kein makellostarres Arrangement von wunderschönen und ruhig auszumessenden Naturelementen. Paulus sieht die ganze Welt ge-

rade als Schöpfung Gottes der Vergänglichkeit unterworfen. Von daher dürfte auch die theologisch z. T. heiß bekämpfte These Darwins, wonach evolutionsbedingt nicht nur Individuen, sondern auch Arten sterben können, in einem milderen Licht erscheinen. Schon die bloße Annahme einer Geschichtlichkeit der Natur, wie Darwin sie voraussetzt und durchbuchstabierte, wurde von seinen theologischen Zeitgenossen mit einem schöpfungstheologischen Anathema belegt. Es ist an dieser Stelle nur andeutend zu fragen, inwiefern bei vielen solcher *grundsätzlichen* Zurückweisungen nicht ein (dabei ziemlich schlichter) Aristotelismus in die theologischen Konzepte dreingeredet hat.

Das *wirklich* fruchtbare Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft wird m. E. aber vor allem an *anderer* Stelle zu führen sein. Diese Debatte geht um die Wahrheit eines „komplementären“⁴, also im besten Sinne vielfältigen Blicks auf die Welt. Zu unserer Welterfahrung gehören Schönheit und Fülle, aber auch Konflikte, Spannungen und Brüche, Lebensfeindlichkeit und tiefes Leid. All diese Gegebenheiten können und sollen *als wissenschaftlich beschreibbare*

| Spannungsverhältnisse werden bleiben

Tatsachen untersucht und im Falle von Mangel und Not (therapeutisch, technisch, politisch) zum Besseren gewendet werden. Diese Gegebenheiten sind aber auch zugleich *Wirklichkeiten unseres gelebten Lebens*, in dem es Glücken und Scheitern, Werden und Sterben gibt. Glauben heißt: sich mit guten Gründen entscheiden, dieses menschliche Leben im Angesicht Gottes zu führen⁵. Die biblischen Texte, auch die Schöpfungstexte,

bringen diesen tragenden Aspekt der Weltwahrnehmung zur Geltung. Als alte Texte müssen sie in unserer Gegenwart und für unsere Gegenwart interpretiert werden. In der Heiligen Schrift *beginnt* die Weltwahrnehmung *sachlich* aber nicht einfach bei der Schöpfung Gottes. Die Weltwahrnehmung des Glaubens setzt alttestamentlich zentral bei der vielfältig reflektierten Befreiung Israels aus der ägyptischen Knechtschaft ein; von hier aus erweist Gott seinen Namen. Neutestamentlich treten die Erfahrung und das christliche Bekenntnis zu Jesus Christus als Anfänger und Vollender des Glaubens hinzu.

Auch deswegen ist für Christenmenschen Gott der Schöpfer ein anderer als ein kausallogisch zu erschließender „erster Ausgangspunkt“ der Welt. Diese andere Perspektive ist die lebensgesättigte Wahrheit des theologischen Ausdrucks von der fortlaufenden Schöpfung (*creatio continua*) Gottes. Die Schöpfungsmacht Gottes ist auch alles andere als eine letztlich abstrakte „alles bestimmende Wirklichkeit“. Gerade der christliche Glaube an Jesus Christus denkt hier über das Geheimnis und das Wirken Gottes anders. Kreuz und Auferstehung Jesu offenbaren Gott als Geheimnis, dessen Offenbarung nicht (auch nicht in frömmster Absicht!) rasch auszumessen wäre. Wissenschaft, Glauben und Leben sind dabei aber nicht einfach scheidlich-friedlich zu trennen. Das heißt auch: Spannungen werden bleiben. Sie gehören aber, nicht zuletzt für den

Die Weltwahrnehmung des Glaubens interpretiert gesprächsöffene Erfahrung

christlichen Glauben an Gott den Schöpfer, zum Leben. Dieser Glaube aber würde sich selbst untreu und als ein falscher Zeuge erwiesen werden, wollte er seine Gewissheit mit mathematisch-naturwissenschaftlicher Präzision irgend jemandem ein für alle Mal andemonstrieren wollen. Dann nämlich wird der Glaube verbissen und eifert ohne Verstand. Es ist auch für ihn besser, mit Gewissheit, lern- und auskunftsbereit mit vielen im Gespräch zu bleiben.

Lektürehinweise:

- Horst Bayrhuber, Astrid Faber, Reinhold Leinfelder (Hg.), Darwin und kein Ende? Kontroversen um Evolution und Schöpfung, Stuttgart 2011
- Dietrich Korsch, Antworten auf Grundfragen des christlichen Glaubens, Tübingen 2016
- Konrad Schmid (Hg.), Schöpfung (=Themen der Theologie 4), Tübingen 2012
- Annette Schellenberg, Art. Schöpfung (AT) in: WiBiLex (<https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/27281/>)
- Peter Strasser, Die Welt als Schöpfung betrachtet. Eine stille Subversion, Paderborn 2015
- Ludwig Wittgenstein, Ein Reader. Hg. v. Antony Kenny, Stuttgart 1996

-
- 1 Ein besonders aggressiv-überdrehtes Beispiel ist „Juliens Bibelkunde #1“, zu finden unter: <https://www.youtube.com/watch?v=1FAzBNO4WSo> (Letzter Zugriff: 18.4.2020). Eine gute hermeneutische Übung für Schüler*innen ist es, in den Auslassungen Juliens Kategorien- und andere Denkfehler auszumachen. Man merkt im Übrigen: Juliens Selbstaussage („Niemand Religionsunterricht!“) stimmt offensichtlich.
 - 2 Dieses Verfahren der „Feindverschärfung“ wurde umgekehrt von kreationistischen Christen gegen Vertreter der Evolutionslehre gewandt. Vgl. nur den Film „Wer Wind sät“ („Inherit the wind“) (1950) über den sogenannten „Affen-Prozess“ von 1920 gegen den Biologielehrer John Scopes (Prozessberichte und anderes Material unter: <https://web.archive.org/web/20060421033549/http://www.law.umkc.edu/faculty/projects/ftrials/scopes/scopes.htm>). (Letzter Zugriff: 18.4.2020)
 - 3 Vgl. dazu Gen 14,22; 2Kön 19,15; Jes 37,15; Jer 32,17; Ps 115,15; Ps 121,2; Ps 124,8; Ps 134,3; 2Chr 2,11
 - 4 Der manchmal inflationär-unbedachte Gebrauch dieses Wortes, z. B. in der Religionspädagogik, nötigt m.E. zu Anführungszeichen.
 - 5 Ludwig Wittgenstein formuliert: „Es kommt mir vor, als könne ein religiöser Glaube nur etwas wie das leidenschaftliche Sich-entscheiden für ein Bezugssystem sein. Also obgleich es der Glaube ist, eine Art des Lebens, oder eine Art das Leben zu beurteilen. Ein leidenschaftliches Ergreifen dieser Auffassung“. (Wittgenstein 1996, S. 369)

Rentantragsteller: Kein Zuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung

An die Geschäftsstelle des Pfarrvereins werden immer wieder Antragsformulare des Rentenversicherungsträgers (Deutsche Rentenversicherung, ehemals BfA) z. B. R820 oder R821 geschickt, um einen Beitragszuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung zu erhalten.

Da der Pfarrverein seine Leistungen als Berufsverband und nicht als Krankenversicherungsunternehmen erbringt, können die Anträge nicht bestätigt werden. Die Möglichkeit des Beitragszuschusses durch die Deutsche Rentenversicherung entfällt.

Zuschüsse für die Pflegeversicherung werden seit längerem generell nicht mehr gewährt.

Den Teil des Antragsformulars, der für einen Krankenversicherungszuschuss vorgesehen ist, vor dem Zurücksenden an die Deutsche Rentenversicherung bitte durchstreichen, da sonst die Anträge vom Rentenversicherungsträger wieder zurückgeschickt werden.

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies macht man bei der AOK des Studien- oder Wohnortes (oder, falls der Studierende schon bei einer gesetzlichen Krankenkasse versichert war, dort). Die Freistellung gilt für die gesamte Dauer des Studiums so lange, wie Kindergeld gezahlt wird, also max. bis zum **25. Lebensjahr** (zuzügl. evtl. Wehr-/Zivildienstzeit).

Bei Studienabbruch oder Zeitüberschreitung muss sich der Student selbst weiterversichern. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange. Die Gewährungsfristen werden in bestimmten Fällen nach Beendigung des Studiums bis Jahresende verlängert.

Auch die Familienfürsorge berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. **Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs aus Altersgründen, sich zu günstigeren Bedingungen zu versichern.**

Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur in der Höhe erstattet, was sie hier gekostet hätten. Außerdem sind auch medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen.

Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber klären.

Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z.B. beim Versicherer im Raum der Kirchen (Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge) möglich. Auskunft erteilt das VRK-Regionalbüro in Landau, Tel. 06341/9393-69.

Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o. ä. beraten werden.

Datenänderungen

Damit die Kommunikation zwischen der Geschäftsstelle des Pfarrvereins und seinen Mitgliedern reibungslos funktioniert, sind wir darauf angewiesen, dass Sie uns Änderungen von Adressen, Telefonnummern und Bankverbindungen mitteilen. Dies gilt auch für Eheschließung, Scheidung, die Geburt eines Kindes oder auch beim Eintreten eines Sterbefalles. Der Pfarrverein verständigt bei Adressänderungen auch die Versandstelle des Deutschen Pfarrerverblattes.

Für den **Badischen Pfarrkalender** ist es erforderlich, dass wir auch über Ihre Dienststellen-Änderungen informiert werden, um auch hier aktuelle Daten präsent zu haben.

Zur **Festsetzung des Beitragseinzugs** ist es wichtig, dass Sie uns jede Kopie Ihrer Bezüge/Abrechnung übersenden, faxen oder mailen, wenn Sie nicht oder nicht nur über den EOK oder die Ruhegehaltskasse in Darmstadt besoldet werden.

Melden Sie uns bitte stets die **Berufstätigkeit Ihrer Ehepartnerin/Ihres Ehepartners**, damit wir die Beiträge festsetzen können, wenn sie/er Beihilfe erhält (10.000-Euro-Regelung, siehe KVBW- bzw. LBV-Formular!) und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden soll.

Sollte dies ein Problem werden, setzen Sie sich mit Ihrer Beihilfestelle in Verbindung.

Absage des Dies Academicus am 17.07.20

In der letzten Ausgabe hatten wir Sie zum Dies Academicus in Heidelberg am 17.07.20 eingeladen.

Leider wurde die Veranstaltung seitens der Universität aufgrund der aktuellen Situation abgesagt.

Ein Nachholtermin ist derzeit nicht vorgesehen.

Aus der Pfarrvertretung

Zum Schwerpunktthema dieser Ausgabe, dem Pfarrbildprozess, erscheint in dieser Ausgabe kein Artikel der Pfarrvertretung.

Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass die Klausurtagung im März, bei der der Pfarrbildprozess eines der Hauptthemen sein sollte, coronabedingt ausgefallen ist.

Der entscheidende Grund ist aber: Was in der Systemischen Schleife und beim Tag der Berufsbildprozesse vorgelegt wurde, war an vielen Punkten noch so offen, dass es schlicht seriöser ist, wenn wir nun zunächst einmal abwarten, was der EOK im Schwerpunktheft darlegt.

Ein Beitrag der Pfarrvertretung ist dann als Reaktion auf diese Darlegungen vorgesehen.

■ Volker Matthaei, Stutensee

Ingolf U. Dalferth

Sünde. Die Entdeckung der Menschlichkeit.

*Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2020.
422 S., 32 Euro*

Sünde ist in der Moderne zur Karikatur geworden. Wenn von Sünde die Rede ist, wird das Thema ironisiert, trivialisiert oder verharmlost. Die Kraft erhellen-der Analyse hinsichtlich dessen, was der Mensch ist und was ihn treibt, wird christlicher Rede von der Sünde nicht mehr zgetraut. Oder ändert sich da gerade etwas?

Um es gleich zu sagen: Ich habe dieses neue Buch des Religionsphilosophen und systematischen Theologen Ingolf U. Dalferth mit Gewinn gelesen. Und habe dabei festgestellt, wie der Kontext der Pandemie meine Lektüre beeinflusst hat. Wenn Theologie und Kirche die Gegenwartszustände in erster Linie als seelsorgerliche Aufgabe wahrnehmen, lädt Dalferths Buch dazu ein, sie auch als fundamentale dogmatische Herausforderung zu verstehen. Nicht zuletzt lässt es sich als Warnung lesen, sich von der Krise allzu schnell gesellschaftliche Besserungseffekte zu versprechen.

Dalferth versteht die theologische Rede von der Sünde als ein „Diagnoseinstrument“ und fragt: Warum gibt es diesen Hang zur Selbstzerstörung, der kurzfristige Vorteile künftigen Übeln vorzieht?

Warum können wir nichts Gutes tun, ohne die Wahrscheinlichkeit auf kollaterale Schäden zu erhöhen? Warum liegt zwischen Wollen und Tun in vielen Fällen eine solche Kluft?

Weil Menschen verstrickt sind in unzählige Verblendungszusammenhänge, die sich immanent nicht aufklären lassen. Darum bedarf es des Blicks von einem Standpunkt, den nicht wir konstruiert haben, der es aber ermöglicht, uns von uns selbst kritisch zu unterscheiden.

Dalferth betont immer wieder, dass Sünde etwas grundlegend anderes ist als unmoralisches Verhalten. Denn wenn Sünde moralisiert wird, macht man den Kampf gegen die Unmoral zur Kernaufgabe des christlichen Lebens.

Doch der „Sündenfall gegenüber der Sünde“ liegt tiefer, nämlich genau dort, wo sie zur Moral verkleinert wird. Der Mensch gerät damit unweigerlich in die Rolle des „unverbesserlichen Weltverbesserers“. Die Folgen sind in den tiefen Spuren des Bösen zu besichtigen, die die großen ideologischen Systeme der Vergangenheit und Gegenwart in die Menschheitsgeschichte gefräst haben. Sünde, das ist Dalferths Kernaussage, ist nur im Blick auf die Gottesbeziehung ausreichend zu bestimmen. Sie steht für „existentielle Gottesblindheit“, für die Auflehnung gegen den fundamentalen Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf. Sie realisiert sich als Bestreben, sein zu wollen wie Gott und leben zu wollen ohne Gott. Alles Weitere ist Folge dieser Fehl-orientierung in der Beziehung zu Gott.

Darum ist die Rede von der Sünde auch ein Votum gegen den "wohlstandsliberalen religionskritischen Aufklärungsoptimismus", der nichts weiß von den Selbsttäuschungsneigungen, die Menschen sich selbst entfremden und zu Gottesignoranten werden lassen.

Der Untertitel des Buches wird von daher verständlich. Denn es geht Dalferth nicht um die Konzeption eines negativen Menschenbildes, sondern um die Entdeckung der Menschlichkeit. Schließlich seien alle Menschen darauf angelegt, „am Leben des Schöpfers zu partizipieren, indem sie zum Ort seines Wirkens werden und damit dazu beitragen, die Schöpfung als Resonanzraum seiner Liebe zu erweisen.“ Dankbarkeit gegenüber Gott, Respekt gegenüber den Mitmenschen und Fürsorglichkeit gegenüber den Mitgeschöpfen wird dann zum Leitmotiv christlichen Lebens. Eine Haltung, die die Welt nicht nach ihren Vorstellungen verbessern will, sondern das überall sich aufdrängende Üble und Schlechte zu vermeiden sucht. Ihre Maxime ist „Meide das Üble!“, worauf man sich aller Erfahrung nach leichter verständigen kann als auf die moralisierende Maxime „Verwirkliche das Gute!“

Dalferths Buch ist eine spannende, aber auch anspruchsvolle Problemgeschichte der Sünde, die deutlich macht, dass manche Missverständnisse über die Sünde ihre Wurzeln in geschichtlichen Weichenstellungen haben.

Dem biblisch-reformatorischen Sündenverständnis traut er mit mich überzeu-

genden Argumenten diagnostisches Potential für eine Deutung der Gegenwartskrise zu.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Rudolf Bohren

Verheißungsvoll Gedichte und Gebete

Hg. von Rudolf Landau, Calwer Verlag 2019,
190 S., 16,95 Euro

Am 22. März 2020 hätte Rudolf Bohren seinen 100. Geburtstag gehabt. Die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg wollte diesen Tag mit einem akademischen Symposium feiern, aber das Corona-Virus hat es verhindert. Im Vorfeld dieses Gedenkens erschien der Band „Verheißungsvoll“, den einer von Bohrens Freunden, der badische Pfarrer Rudolf Landau zusammenstellte und herausgab. In diesem Band sind vor allem Gedichte und Gebete von Rudolf Bohren gesammelt und unter bestimmten Gesichtspunkten veröffentlicht.

Sie zeigen: Rudolf Bohren war ein von biblischer Theologie tief geprägter und vom heiligen Geist beflügelter Theologe, dessen Gedanken und Äußerungen weit über dogmatische Grenzen hinaus gingen. „Dichter (und alle Literaten) sind, so sah und erklärte Rudolf Bohren sie, oft tiefer und begründeter in den Schönheiten Gottes beschäftigt und eingelassen als Theologen, sie sind lebensnäher und prallvoll mit den Schrecknissen und Erbärmlichkeiten wie mit den überwältigenden Schönheiten und Sehnsüchten beschäftigt.“ (R. Landau S. 7)

Wie das bei Bohren aussah, zeigt ebenfalls eine Szene, die Landau zitiert: „Auf einer Geburtstagsparty treffe ich einen

medizinischen Kollegen. Was machen Sie jetzt? Ich schreibe Geschichten. Und in der Theologie machen Sie nichts mehr? Jede Geschichte ist Theologie.“

Ein Leben lang hat Bohren als Begleitung seiner theologischen Arbeit Gedichte geschrieben. Sie sind in fünf Bänden veröffentlicht. Sie sind Bohrens „Theologie in nuce“. Als Professor für praktische Theologie, und das heißt als Predigt-Lehrer, hat er die Umsetzung biblischer Theologie in den Alltag und in Literatur praktiziert und vermittelt: ab 1958 an der Theologischen Hochschule Wuppertal, ab 1972 in Berlin und in Heidelberg ab 1974. Zwei Beispiele aus der Fülle geistlicher und praktischer Texte:

NACHTGEBET

Ob ich schlafen oder nicht schlafen kann,
deine Gnade kann nicht schlafen.
Ob ich wirke oder nicht vermag,
was ich möchte, deine Gnade wirkt.
Ob mein Schlaf kurz ist im Bett oder in
der Erde lang: Du bleibst wach.
Und weckst mich auf,
dass ich wache zu dir.

CHANSON SYNODAL

(nach einem Thema aus
1. Korinther 3, 16)

Nimm ein schlafpulver, wenn du zur synode gehst, falls du wenig übung hast im tempelschlaf

Nimm ein schlafpulver, wenn du zur synode gehst; denn unangenehm ist zu wachen, wenn andere schlafen

Nimm einen kognak, wenn du zur synode gehst, einen doppelgeschossigen, nimm noch einen oder zwei



Jeremia taumelte vom dabar, hier taumelt niemand.

Nimm einen kognak, wenn du zur synode gehst. Sei lieber ein Säufer als ein falscher profet.

■ Klaus Schnabel, Karlsruhe

Hartmut Hollstein

* 05.10.1940 † 27.03.2020

Kränkheit und Tod sind Bestandteil unseres Lebens hier auf der Erde. Zum Schmerz über das Ableben eines lieben Angehörigen kommt für die Familien derzeit noch die Last dazu, dass Trauerfeiern und Beerdigungen nur in einem sehr beschränkten Kreis stattfinden dürfen. Und auch im Anschluss daran entfallen ja die Zusammenkünfte im größeren Kreis von Familie und Freunden. Das ist derzeit auch nach dem Sterben eines Pfarrers nicht anders.

Am 02. April haben wir unter diesen Gegebenheiten im kleinen Kreis Abschied genommen von Hartmut Hollstein. Er wurde 79 Jahre alt und wurde in seinem Geburtsort Bretten beigesetzt.

Nachdem sein Vater nicht aus dem II. Weltkrieg heimgekehrt war, hatte seine Mutter noch einmal geheiratet, den Pfarrer Emil Müller. Das Aufwachsen in einer Pfarrfamilie mit vier Geschwistern brachte es mit sich, dass er schon als Kind verschiedene Orte in Baden kennen gelernt hat. Seine Konfirmation erfolgte am 03.04.1955 in der Weinheimer Peterskirche. Die dortige Gemeinde und ihre Pfarrerin haben anlässlich des Konfirmationsjubiläums seiner im Gebet gedacht.

Das Studium führte Hartmut Hollstein ab 1959 für einige Semester nach Heidelberg, Marburg und zweimal nach Westberlin an die Kirchliche Hochschule. Dort studierte er unter anderen bei Hellmut Gollwitzer.

Aus dem engen Kontakt mit dem Sprachenkonvikt in Ostberlin haben sich lebenslange Freundschaften entwickelt.

In der Berliner ESG lernte er die Journalistin Dorothea geb. Schmitt aus dem Ruhrgebiet kennen, seine spätere Ehefrau. Den beiden wurden die Kinder David und Miriam geschenkt, die inzwischen eigene Kinder und Familien haben.

Am 09. Oktober 1966 durfte Hartmut Hollstein in Karlsruhe-Neureut seine Ordination feiern. Nach den Vikariatsorten Mannheim-Rheinau und Karlsruhe-Knielingen war er 1969 in der Buckenbergpfarrerei in Pforzheim angelangt.

Von dort aus erfolgte zum 01. Mai 1970 die Gründung der neuen Haidachpfarre, deren erster Pfarrer er wurde. In dieser Zeit haben wir uns kennen gelernt und seither nicht aus den Augen verloren. Ich gehörte zu seinem ersten Konfirmationsjahrgang im Haidach. Stets hat er Menschen ermutigt, ihre Begabungen einzusetzen und sie durch entsprechende Fortbildungen gefördert.

Es war zu jener Zeit noch ungewöhnlich, dass Ehrenamtliche selbständig den Kindergottesdienst leiteten und als Teamer verantwortlich im Konfirmationsunterricht mitgewirkt haben. Noch im Februar konnte ich ihn besuchen und Erinnerungen an diese Zeit austauschen. Trotz körperlicher Leiden war er bis zuletzt bei klarem Verstand geblieben.

Der Stadtteil Haidach war als Neubaugebiet erst in den zwei Jahren zuvor in einem ersten Bauabschnitt entstanden und besiedelt worden. Zu Hartmut Hollsteins Aufgaben gehörten darum viele Aufgaben des Gemeindeaufbaus und der Schaffung einer entsprechenden Infrastruktur. Ein neuer Ältestenkreis entstand, eine Zivildienststelle wurde eingerichtet. So entstand in seiner Amtszeit auch der Kindergarten mit einem kleinen Pfarramt und gegen Ende der Neubau eines Gemeindezentrums mit multifunktional nutzbarem Gottesdienstsaal und Foyer, Gemeinderäumen und Dienstzimmer für den inzwischen angewachsenen Kreis der hauptamtlich Tätigen. Ein Pfarrhaus gehörte aus Kostengründen noch nicht dazu. Bis dahin gab es weiter enge Kontakte zum Buckenberg, deren Räume zum Teil von beiden Gemeinden genutzt wurden.

Ein prägendes Element seiner Arbeit wurden die guten ökumenischen Kontakte auf dem Buckenberg und in Pforzheim insgesamt. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Pforzheimer ACK. Das ökumenische Bewusstsein hat ihn von da an begleitet.

Der Blick über den eigenen theologischen Horizont war ihm auch auf anderer Ebene wichtig: Regelmäßig hat er mit seiner Frau Dorothea an den Kirchentagen teilgenommen. Dort sind wir uns immer wieder begegnet – auch wenn wir gar nicht verabredet waren.

Ab 08. August 1977 war Hartmut Hollstein dann in Konstanz als Studierendenpfarrer tätig. Zusammen mit den Ehrenamtlichen der ESG konnte dort in einem besonderen

Projekt die Chérisy-Kaserne erfolgreich in Studentenwohnungen umgewandelt werden.

Vom 01. April 1986 an übernahm Hartmut Hollstein eine andere Aufgabe. Er wurde Landesbeauftragter der Männerarbeit der Evangelischen Landeskirche Baden. Mit dieser Tätigkeit war die Beauftragung für die Handwerkerarbeit verbunden. Beide Arbeitsbereiche sind ihm im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen. Im März 2001 wurde seine Arbeit nach dem Abschied aus dieser Tätigkeit mit der Goldenen Lutherrose gewürdigt, die ihm die „Evang. Bundesarbeitsgemeinschaft Handwerk und Kirche – Männerarbeit der EKD“ verliehen hat.

Zu dieser Zeit gab es in der Evangelischen Landeskirche Baden einige Umstrukturierungen, die ihn veranlasst haben, zum 01. Januar 2001 das Angebot zum Ruhestand mit 60 Jahren anzunehmen.

An den verschiedenen Orten seines Wirkens war es Hartmut Hollstein immer wichtig, im Team mit anderen zusammen zu arbeiten und andere dazu zu ermutigen. Es ist ihm im Laufe der Jahre gelungen, seine Begeisterung für Theologie und Gemeinde im umfassenden Sinn an andere weiterzugeben, die inzwischen selber Pfarrerin oder Pfarrer oder Sozialarbeiter sind.

Nicht selten begegnete er in seinen Arbeitsfeldern Menschen, die Kirche und Glauben mit Zweifeln oder gar Ablehnung gegenüberstanden. Er hat mit Eifer Dinge angepackt, die seinerzeit neu waren, heute vielen selbstverständlich vorkommen oder gar wieder beiseite gelegt wurden. Und

doch hat er immer wieder neue Anläufe unternommen.

Daher erschien als Wort für die Beerdigung die Jahreslosung passend: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Seine Erfahrungen damit und die der ihm anvertrauten Menschen habe ich bei der Beerdigung auszudrücken versucht mit den folgenden Sätzen: „Der Glaube an den liebenden Gott, der doch das volle Leben will, das pralle Leben für all seine Geschöpfe – dieser Glaube kann ins Wanken geraten und Risse bekommen. Wir spüren die tiefen Wunden in der real erfahrbaren Welt, all das unnötige Elend, das tiefe Leid von Menschen – unser eigenes Leid und das von so vielen anderen auf der Welt. ...

Ich denke: In Anfechtung gerät der Glaube oft gerade deshalb, weil er nach Gottes Gegenwart im Leben fragt und mit ihr rechnet ...

„Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind“ (Psalm 34, 18). Das ist eine Ermutigung an all die, denen der Kinder Glaube schwer fällt oder denen er genommen wurde. Die das Vertrauen Stück für Stück verlernt haben. Denen es das Mitleid mit den Elenden verbietet, ungebrochen reden zu können von Gottes Kraft und Stärke. Die aber dennoch in tiefster Seele nicht aufhören können sich zu sehnen. Gott selber schafft die Beziehung, selbst dann, wenn wir meinen, beziehungslos zu sein. So nimmt er uns hinein in seinen Beziehungsreichtum.

Gerade diesen Menschen ist Gott nahe – denen mit dem Glauben der leeren, der bit-

tenden Hände. Ein Glaube, der der Wahrfähigkeit treu bleibt und gleichzeitig der Liebe. Ein Glaube, der nicht hat und kaum zu bitten wagt. Ein Glaube, der nicht weiß und kaum auch nur hofft.

Die Jahreslosung ermutigt mich, zu meinem Glauben zu stehen – mit den Hoffnungen und mit dem Zweifel. Glauben heißt, echt und ehrlich zu sein.

Auch und gerade mit leeren Händen lässt sich bitten.

Nicht immer antwortet Gott unseren Bitten so, wie das in der Geschichte dargestellt wird. Manche Zweifel, manche Anfechtung bleibt ein Leben lang erhalten. Ich bin sicher, dass Christus uns auch mitten im Leid nicht alleine lässt. Glauben heißt auch, Kraft zu bekommen zu dem schweren Gebet: „Ich glaube – hilf meinem Unglauben!“ Ein ehrlicher Satz. Ein Satz, der aber mitten im Zweifel eine Tür öffnen kann für die Hoffnung.“

Die schlechter werdende Gesundheit machte im Herbst 2018 die Übersiedlung in das Pflegeheim „Parkschlössle“ in Durlach erforderlich. Wenn es die Umstände zulassen, soll in Durlach, seiner letzten Wohn-Gemeinde, am 05. Oktober 2020 eine Trauerfeier stattfinden. Er wäre dann 80 Jahre alt geworden.

■ Rolf Weiß, Bretten

Zu guter Letzt



Quelle: UK